

Ausgabe 04/2010 – ISSN 1436-753X

AkademieAktuell

ZEITSCHRIFT DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

Schwerpunkt

Neue Bücher

Aus der Arbeit der
Akademievorhaben



Bayerische
Akademie der Wissenschaften

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

MIT DIESER AUSGABE hat unsere Zeitschrift ein neues Gesicht erhalten. Seit 2002 erscheint „Akademie Aktuell“ in Farbe, und nach acht Jahren haben wir uns entschlossen, das Erscheinungsbild zu überarbeiten. Das neue Layout greift zentrale Elemente des Corporate Design der Akademie auf, das wir seit Jahresbeginn sukzessive verwenden. Unser Ziel ist es, Ihnen die oftmals komplexen wissenschaftlichen Themen in ansprechender, lesefreundlicher Form zu präsentieren und zugleich bewährte, vertraute Elemente der bisherigen Gestaltung zu erhalten. Ich hoffe, das neue, anfangs sicher noch ungewohnte Aussehen von „Akademie Aktuell“ lädt Sie zur Lektüre ein.

Zugleich ist diese Ausgabe die letzte, die ich als Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften verantworte. Zum Jahresende werde ich mich aus dem Amt zurückziehen. Meine Nachfolge tritt ab Januar 2011 mit Karl-Heinz Hoffmann von der Technischen Universität München ein Mitglied unserer Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse an. Das Plenum der Akademie hat ihn am 22. Oktober 2010 mit überwältigender Mehrheit gewählt. Ich wünsche ihm alles Gute für sein Amt.

Ein Wechsel hat auch an der Spitze der Akademieverwaltung stattgefunden. Nach neun Jahren, in denen sie sich mit unermüdlichem Engagement und großer Kreativität für die Akademie eingesetzt hat, ging Frau Eva Regenscheidt-Spies zum 31. Oktober 2010 in den Ruhestand. Ich möchte ihr an dieser Stelle nochmals ganz herzlich für ihr Wirken danken. Ihre Nachfolgerin Frau Bianca Marzocca, die bislang als Kanzlerin an der Akademie der Bildenden Künste München tätig war, hat ihr Amt Anfang November angetreten. Auch ihr wünsche ich alles Gute bei ihrer neuen Aufgabe.

Unseren inhaltlichen Schwerpunkt bilden – traditionell zum Jahresende – die Neuerscheinungen der Forschungsprojekte und Kommissionen. Ich lade Sie ein, die Vielfalt der Akademiethemen zu entdecken, vom bayerischen „Friedensbier“ der Nachkriegsjahre bis zur Bedeutung von Bioaerosolen für Mensch und Umwelt.

Prof. Dr. Dietmar Willoweit
Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften



ABB.: ARCHIV



ABB.: BERGEE/FOTOLIA.COM

Unser Titel

Das Titelbild zeigt die Befreiungshalle bei Kelheim, die an die siegreichen Schlachten gegen Napoleon in den Befreiungskriegen erinnert. Leo von Klenze vollendete sie 1863 im Auftrag Ludwigs I. von Bayern. Dieses und andere Bauprojekte standen nach 1848 im Mittelpunkt des Briefwechsels zwischen Klenze und Ludwig I. Der letzte Band der Edition erscheint im Januar 2011.

INHALT

Heft 35

Ausgabe
04-2010

AKTUELL

- 5 **In neuem Glanz**
Von Alfred Grimm
- 6 **sdfghjk skfjbvn sljfbnvs sldvn
lsdnvlsnvblsn**
Von Xxxxxxx Müller-Seidel

PUBLIKATION

- 8 **„Klenze später bey mir, sein Leben
als Architekt sey zu Ende ...“**
Von Hannelore Putz
- 12 **Friedensbier, Schulspeisung und
Gemeindeordnung**
Von Rudolf Morsey
- 17 **Kleriker und ein Geläut**
Von Christine Steininger
- 18 **Eindrucksvolle Quelle zur Weimarer Zeit:
die Ministerratsprotokolle**
Von Wolfgang Ehberger
- 21 **Das P – ein Superlativ**
Von Manfred Flieger
- 24 **Bioaerosole und ihre Bedeutung für
die Gesundheit**
Von Claudia Deigele
- 26 **Ein innovativer Blick auf das mittel-
alterliche Deutsch**
Von Ursula Schulze

TAGUNG

- 28 **Fremde und vertraute Bilder**
Von Stefan Schmidt
- 30 **Von Bayern nach Italien**
Von Claudia Schwaab

FORSCHUNG

- 34 **200 Jahre „Stuttgarter Privatvorlesungen“**
Von Vicki Müller-Lüneschloß

FÖRDERKOLLEG

- 40 **Von aquatischen Systemen
und italienischen Mystikerinnen**
Von Jürgen Geist, Cornelia Wild

DIGITAL

- 44 **Biographisches Wissen auf einen Klick**
Von Matthias Reinert

PERSONEN

- 47 **Kurz notiert**
Von Gisela von Klaudy
- 48 **Spracharchäologie und Struktur
der Sprache**
Von Norbert Oettinger
- 50 **Verbindende Philologie**
Von Martin Hose
- 52 **Stabwechsel an der Verwaltungsspitze**
Von Dietmar Willoweit

VORSCHAU

- 53 **Termine Dezember 2010 bis März 2011**

INFO

- 54 **Auf einen Blick**
- 54 **Impressum**



Restaurierung

In neuem Glanz

Am 13. Juli 2010 wurde der restaurierte Grabstein Friedrich von Schlichtegrolls, des ersten Generalsekretärs der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, in einer Feierstunde auf dem Alten Südlichen Friedhof in München enthüllt.

„IM KOMMENDEN JAHR, also 2009, feiert die [...] Bayerische Akademie der Wissenschaften ihr 250-jähriges Jubiläum – und welcher Anlass wäre denn geeigneter, die inzwischen fast unleserlich gewordene Inschrift auf Friedrich von Schlichtegrolls doch beschämend-marodem Grabstein zu erneuern bzw. in neuem Glanz erstrahlen zu lassen, denn verdient hätte er es ohne jeden Zweifel. Ermöglicht werden soll dies nun durch eine Initiative des Freundeskreises des Staatlichen Museums Ägyptischer Kunst München“ – so war es im Oktober 2008 in „aMun“ Nr. 38 zu lesen, der Mitgliederzeitung des Münchner Freundeskreises des Staatlichen Museums Ägyptischer Kunst.

In der Zwischenzeit hat sich viel getan: Dank der Restaurierung durch die Dr. Pfanner GmbH erstrahlt der Grabstein nun wieder in neuem Glanz.

Friedrich von Schlichtegroll war Philologe, Numismatiker sowie Altertumsforscher und von 1807 bis zu seinem Tod erster Generalsekretär der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Auf seine Initiative beteiligte sich die Akademie am internationalen Wettlauf um die Hieroglyphenentzifferung und legte den Grundstock einer bedeutenden Sammlung von Aegyptiaca, die sich heute im Staatlichen Museum Ägyptischer Kunst in München befindet. Er starb am 4. Dezember 1822 im Alter von 56 Jahren.

Das Restaurierungskonzept ...

Sein Grabmal (in Gräberfeld 10 an der Mauer zur Thalkirchner Straße) hat in den letzten fast 200 Jahren stark gelitten, einerseits durch Kriegsschäden, andererseits wegen der natürlichen Verwitterung des Steins. Das Restaurierungskonzept sah eine Konservierung ohne die Ergänzung von Fehlstellen vor. Zum Schutz vor schädlichen

VON ALFRED GRIMM

Umwelteinflüssen und weiterer Erosion wurde der Grabstein mit einem Bleidach abgedeckt. Der zu einem früheren Zeitpunkt bereits zerbrochene und mit Eisenklammern fixierte Stein wurde gefestigt sowie alle rostenden Eisenteile entfernt und durch Edelstahl ersetzt.

... und eine Überraschung

Eine besonders mühevoll Aufgabe war die Neufassung der beinahe völlig verschwundenen Inschrift. Dies brachte aber auch die größte Überraschung mit sich: Mit Hilfe von Streiflicht, Kunstlicht und Abdrücken wurde deutlich, dass der Grabstein nicht – wie zuvor angenommen – lediglich mit einigen wenigen Schriftzeilen im oberen Bereich versehen ist, sondern dass seine gesamte Vorderseite, der Sockel sowie die linke Schmalseite komplett mit den Namen von Angehörigen Schlichtegrolls beschrieben sind.

Die finanziellen Mittel für die Restaurierung brachten der Freundeskreis des Ägyptischen Museums sowie für die Akademie die Thiemig-Stiftung auf. Allen Spendern sei herzlich gedankt. ■

DER AUTOR

Dr. Alfred Grimm ist Stellvertretender Direktor des Staatlichen Museums Ägyptischer Kunst in München.



Der Grabstein Schlichtegrolls vor und nach der Restaurierung.

Restaurierung

In neuem Glanz

Am 13. Juli 2010 wurde der restaurierte Grabstein Friedrich von Schlichtegrolls, des ersten Generalsekretärs der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, in einer Feierstunde auf dem Alten Südlichen Friedhof in München enthüllt.

„IM KOMMENDEN JAHR, also 2009, feiert die [...] Bayerische Akademie der Wissenschaften ihr 250-jähriges Jubiläum – und welcher Anlass wäre denn geeigneter, die inzwischen fast unleserlich gewordene Inschrift auf Friedrich von Schlichtegrolls doch beschämend-marodem Grabstein zu erneuern bzw. in neuem Glanz erstrahlen zu lassen, denn verdient hätte er es ohne jeden Zweifel. Ermöglicht werden soll dies nun durch eine Initiative des Freundeskreises des Staatlichen Museums Ägyptischer Kunst München“ – so war es im Oktober 2008 in „aMun“ Nr. 38 zu lesen, der Mitgliederzeitung des Münchner Freundeskreises des Staatlichen Museums Ägyptischer Kunst.

In der Zwischenzeit hat sich viel getan: Dank der Restaurierung durch die Dr. Pfanner GmbH erstrahlt der Grabstein nun wieder in neuem Glanz.

Friedrich von Schlichtegroll war Philologe, Numismatiker sowie Altertumsforscher und von 1807 bis zu seinem Tod erster Generalsekretär der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Auf seine Initiative beteiligte sich die Akademie am internationalen Wettlauf um die Hieroglyphenentzifferung und legte den Grundstock einer bedeutenden Sammlung von Aegyptiaca, die sich heute im Staatlichen Museum Ägyptischer Kunst in München befindet. Er starb am 4. Dezember 1822 im Alter von 56 Jahren.

Das Restaurierungskonzept ...

Sein Grabmal (in Gräberfeld 10 an der Mauer zur Thalkirchner Straße) hat in den letzten fast 200 Jahren stark gelitten, einerseits durch Kriegsschäden, andererseits wegen der natürlichen Verwitterung des Steins. Das Restaurierungskonzept sah eine Konservierung ohne die Ergänzung von Fehlstellen vor. Zum Schutz vor schädlichen

VON ALFRED GRIMM

Umwelteinflüssen und weiterer Erosion wurde der Grabstein mit einem Bleidach abgedeckt. Der zu einem früheren Zeitpunkt bereits zerbrochene und mit Eisenklammern fixierte Stein wurde gefestigt sowie alle rostenden Eisenteile entfernt und durch Edelstahl ersetzt.

... und eine Überraschung

Eine besonders mühevoll Aufgabe war die Neufassung der beinahe völlig verschwundenen Inschrift. Dies brachte aber auch die größte Überraschung mit sich: Mit Hilfe von Streiflicht, Kunstlicht und Abdrücken wurde deutlich, dass der Grabstein nicht – wie zuvor angenommen – lediglich mit einigen wenigen Schriftzeilen im oberen Bereich versehen ist, sondern dass seine gesamte Vorderseite, der Sockel sowie die linke Schmalseite komplett mit den Namen von Angehörigen Schlichtegrolls beschrieben sind.

Die finanziellen Mittel für die Restaurierung brachten der Freundeskreis des Ägyptischen Museums sowie für die Akademie die Thiemig-Stiftung auf. Allen Spendern sei herzlich gedankt. ■

DER AUTOR

Dr. Alfred Grimm ist Stellvertretender Direktor des Staatlichen Museums Ägyptischer Kunst in München.



Der Grabstein Schlichtegrolls vor und nach der Restaurierung.

Ende einer Amtszeit

Dem scheidenden Präsidenten zum Dank

Der Rechtshistoriker Dietmar Willoweit, seit 2006 Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, übergibt das Amt nach fünf ereignisreichen Jahren zum 1. Januar 2011 an den Mathematiker Karl-Heinz Hoffmann.

VON WALTER MÜLLER-SEIDEL



DIE NUNMEHR zu Ende gehende Zeit des amtierenden Präsidenten war eine außergewöhnliche Zeit. Sie war es vor allem durch die Vielseitigkeit und den Einfallsreichtum zahlreicher Veranstaltungen aus Anlass des 250-jährigen Bestehens der Akademie im Jahr 2009. Es war ein geschichtlicher Anlass, aber der Gegenwart ist man nichts schuldig geblieben. Es ist noch darüber zu sprechen, zuvor seien aber – stellvertretend für vieles andere – zwei Ereignisse erwähnt, die die Vielfalt der Aktivitäten während der Amtszeit Dietmar Willoweits spiegeln: die Einweihung des Neubaus des Leibniz-Rechenzentrums am 21. Juli 2006 und die Eröffnung des Förderkollegs der Akademie im März 2010.

Die Stimme der Geisteswissenschaften

Für die Wahl des neuen Präsidenten wurden 2005 vor allem zwei Gesichtspunkte geltend gemacht. Er sollte 2006 im Jahr der Geisteswissenschaften deren Stimme in den Gremien der Akademien deutlich verstärken; und im Hinblick auf das Jubiläumsjahr 2009 sollte er im Haus der Geschichte zuhause sein. Über der Aktualität solcher Veranstaltungen ist das vermeintlich Abseitige während der Amtszeit des scheidenden Präsidenten nicht zu übersehen – die wissenschaftliche Arbeit an den Akademievorhaben, die in der Regel im Verborgenen stattfindet: Nennen wir an dieser Stelle nur den guten Fortgang der Arbeit am Reallexikon der Assyriologie, des Thesaurus linguae Latinae und des Tibetischen Wörterbuchs. In solchen Aneignungen des Fernen und Fremden sind die Akademien einzigartig und unvergleichbar.

Naturwissenschaftliche Schlaglichter

Die Naturwissenschaften hatten aufgrund solcher Aktivitäten in der Akademie keineswegs das Nachsehen. Vieles wäre zu nennen, erinnert sei an die Vorträge zum Jahr der Astronomie mit dem Titel „Fenster ins All“ oder an den vom Akademiepräsidenten konzipierten, äußerst erfolgreichen „Darwin-Tag“ am 12. Februar 2009. Erst jüngst brachte die Akademie beim Alpenforum 2010 und mit dem wunderbaren Heft 3/2010 von „Akademie Aktuell“ über die Alpen ihre geowissenschaftliche Expertise ein, sei es bei der Erdbebenforschung oder der Glaziologie.

Im Zentrum der Amtszeit: das Jubiläum

Gleichwohl ruhte das vorrangige Interesse an dieser Amtszeit auf den Veranstaltungen des Jubiläumsjahres, das im Herbst 2008 mit einer Vortragsreihe zur Akademiegeschichte begann. Der Präsident sprach dabei selbst zum Thema „Aufbruch in die Welt des Wissens. Gründung und Entwicklung der Akademie 1759 bis 1848“.

Weitere Schwerpunkte waren u. a. das Projekt „Wissenswelten“, das den Sammlungen und Museen gewidmet war, die zeitweilig zur Akademie gehört hatten – und zu dem Dietmar Willoweit den umfangreichen Katalog herausgab –, und das Symposium „Wendepunkte der Akademiegeschichte“ unter der Leitung von Friedrich Wilhelm Graf. Dabei hielt Matthias Berg

DER AUTOR

Prof. Dr. Walter Müller-Seidel ist em. o. Professor für Neuere Deutsche Literaturgeschichte und seit 1974 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

einen Vortrag über die Akademie in der Zeit des Nationalsozialismus. Monika Stoermer, die frühere Generalsekretärin, hat ihn kommentiert, nachdem sie schon zuvor einen eigenen Vortrag zu diesem Thema gehalten hatte. Es wurde nichts verdrängt oder verschwiegen. Das war wohlthuend, denn Wissenschaftsgeschichte ist so wenig wie politische Geschichte ein von mythischen Mächten verhängtes Schicksal, sondern Menschenwerk mit allen Fehlbarkeiten eines solchen.

Offenheit der Wissenschaften

Für die neuartige Offenheit der Wissenschaften sind zwei Vortragsreihen der Amtszeit Willoweits bezeichnend, die beide auf die Geistestätigkeit außerhalb der Wissenschaft verweisen: die Tagung „Wissenschaft und Politik“, vom Akademiepräsidenten und Horst Dreier geleitet, und die Gesprächsreihe „Wissenschaft im Spiegel der Literatur“, die Dieter Borchmeyer, der Präsident der Akademie der Schönen Künste, und Dietmar Willoweit konzipierten. Willoweit beteiligte sich daran auch aktiv: an dem Gespräch „Literatur und Recht“ mit dem Autor, das zu einem Gespräch über Schiller und das Recht wurde. Vieles Weitere, das auf der Initiative des scheidenden Präsidenten beruhte, müsste Erwähnung finden, etwa der Festvortrag auf der Jahressitzung 2009 von Claus-Wilhelm Canaris über „Die Europäische Union als Gemeinschaft des Rechts – von Athen über Rom und Bologna nach Brüssel“, oder auch Willoweits stetes Anliegen, Natur- und Geisteswissenschaften miteinander ins Gespräch zu bringen.

Es sollte deutlich geworden sein, dass ein Resümee im Rückblick auf die Amtsjahre des scheidenden Präsidenten nicht schwerfällt. Es gab keine störenden Aktualisierungen, auch dort nicht, wo man sich auf Theatralisches eingelassen hatte wie in den Szenen aus der Gründungsgeschichte der Akademie unter dem Titel „Wir gehen den Weg der Freiheit als ehrliche Leute voran“, die am Abend der Jahressitzung im Münchner Cuvillies-Theater aufgeführt wurden. Und kaum, dass die Feierlichkeiten beendet waren, war Hans-Werner Sinn mit dem unverkennbar gegenwartsbezogenen Vortrag „Kasino-Kapitalismus – Wie es zur Finanzkrise kam, und was jetzt zu tun ist“ zur Stelle – und zwar als erster Redner der von Dietmar Willoweit begründeten Reihe „Forum Akademie“. Man hatte auf ansprechende Art die Mahnung Jacob Burckhardts beherzigt, dass der Historiker die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpfen soll.

Bezeichnend für ein neues Denken im Umfeld des Wissens waren die neuen Begriffe der Amtszeit: Wissenskultur, Wissenswelten, Wissensprozesse oder Aufbruch zum Wissen. Auch der Begriff Wissenschaftsgeschichte wurde nicht konventionell verwendet, sondern in einem übergreifenden Sinn. Die Gründung einer fach- und klassenübergreifenden Kommission für Wissenschaftsgeschichte im Jahr 2008 entspricht diesen neuen Sachverhalten. Alle Begriffe bekunden Fortschreiten, nicht Fortschritt, der sein muss, aber in Ideologie umschlagen kann, wenn einseitig das Materiell-Greifbare betont wird. Fortschreiten anstelle von Fortschritt bedeutet auch, dass über das Wissenschaftlich-technische hinausgedacht wird. In dem auf Fortschreitung gerichteten Denken geht es um mehr als um Wissenschaft im engeren Sinn. Und von Fortschreitung des Geistes und der Kultur spricht auch Friedrich Schiller in seinem Beitrag zur Kultur des europäischen Rechts mit dem Titel „Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon“. Er versteht sie in der Unabhängigkeit vom Staat: „Der Staat ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck der Menschheit ist kein anderer als Ausbildung der Kräfte aller Menschen, Fortschreitung.“

Ein Wort zum Schluss über das, was Wissenschaft idealiter sein kann: Es gilt den Wissenschaften des scheidenden wie des neuen Präsidenten. An seinen Bruder schreibt Hölderlin am 10. Januar 1797, dass die Mathematik die einzige Wissenschaft sei, die der Vollkommenheit des Naturrechts an die Seite gestellt werden könne. Wörtlich heißt es: „Ich beschäftige mich jetzt häufig mit dieser herrlichen Wissenschaft und finde (...), daß diese – und die Rechtslehre, wie sie werden kann und muß, die einzigen, in diesem Grade vollkommenen reinen Wissenschaften sind im ganzen Gebiete des menschlichen Geistes.“

Dem scheidenden Präsidenten Dietmar Willoweit sei Dank gesagt für alles das, was er in den vergangenen fünf Jahren geleistet hat. Dem neuen Präsidenten Karl-Heinz Hoffmann aber seien die Glückwünsche der ganzen Akademie zugebracht. ■

Wissenschaftliche Neugierde und Offenheit: Dietmar Willoweit im Münchner Cuvillies-Theater ...



... und mit seiner Frau bei der Exkursion auf den Vernagtferner in den Öztaler Alpen. Beide Aufnahmen von 2009.



Leo von Klenze, „Tempel des Zeus in Selinunt“, 1850.

Briefwechsel

„Klenze später bey mir, sein Leben als Architekt sey zu Ende ...“

Im Januar 2011 wird das Editionsprojekt „Briefwechsel zwischen König Ludwig I. von Bayern und Leo von Klenze“ mit der Präsentation der Bände 7–9, welche die Jahre 1848 bis 1864 umfassen, zu einem erfolgreichen Abschluss gebracht.

VON HANNELORE PUTZ



Hubert Glaser war es, der sich dieses Forschungsprojekt nach seiner Emeritierung zur Aufgabe machte und 1998 die DFG erstmals für die Finanzierung einer wissenschaftlichen Mitarbeiterstelle gewinnen konnte. Im Laufe der Jahre kamen weitere Drittmittelgeber hinzu: das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst, die Edith-Haberland-Wagner-Stiftung, die Gerda Henkel Stiftung, die Fritz Thyssen Stiftung für Wissenschaftsförderung, die Ernst von Siemens Kunststiftung, die Rudolf-August-Oetker-Stiftung, die Stiftung Bayerisches Baugewerbe und der Karl-Graf-Spreti-Sonderfonds. Das Forschungsprojekt, dem über einen langen Zeitraum hinweg drei wissenschaftliche Mitarbeiterstellen zur Verfügung standen, ist damit ein gelungenes Beispiel für Wissenschaftsfinanzierung unter den heutigen Bedingungen.

Die Briefpartner

Der spätere König Ludwig I. von Bayern und der Architekt Leo Klenze besichtigten 1815 immer wieder gemeinsam die Pariser Museen und Sammlungen. Der bayerische Kronprinz erkannte in dem jungen, ehrgeizigen, aber stellungslosen Klenze den geeigneten Architekten und Agenten für die vielfältigen Bau- und Kunstunternehmungen, die er in Bayern vorhatte. Leo Klenze wiederum sah in dem impulsiven und emotionalen jungen Thronfolger den Dienstherrn, der ihm die Plattform zur Verwirklichung großartiger Bauprojekte schaffen konnte. 1816 trat Klenze auf Vermittlung Ludwigs seinen Dienst als Hofbaumeister in München an. 1818 ernannte König Max I. Joseph ihn zum Hofbauintendanten, Klenze blieb in dieser Position bis zu seinem Tod im Januar 1864. Über Jahrzehnte hinweg war er der mächtigste Baubeamte in Bayern.

SEIT 1998 WIRD an der Universität München in Zusammenarbeit mit der Kommission für bayerische Landesgeschichte unter Leitung von Hubert Glaser der Briefwechsel zwischen König Ludwig I. von Bayern und Leo von Klenze herausgegeben. Nach zwölfjähriger Arbeit steht mit der mehr als 6.000 Seiten umfassenden Edition der Forschung ein gewichtiges Grundlagenwerk zur Geschichte des 19. Jahrhunderts zur Verfügung.

Geschichte des Editionsprojekts

Vor mehr als 50 Jahren beschloss die Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften unter ihrem Vorsitzenden Max Spindler, den Briefwechsel zwischen König Ludwig I. und Leo von Klenze zu edieren. Über Vorarbeiten kam das Unternehmen damals allerdings nicht hinaus. 1993 setzte Andreas Kraus als Vorsitzender der Kommission einen neuen Impuls zur Edition des Briefwechsels;

Zwischen Ludwig und Klenze entspann sich eine sehr fruchtbare Arbeitsbeziehung; ohne sie wäre die Entwicklung Münchens zu einem der großen europäischen Kulturzentren zwischen 1815 und 1860 kaum denkbar gewesen. Das persönliche Verhältnis dagegen war spannungsreich. Der Architekt suchte Einfluss und Macht und war bestrebt, seine herausgehobene Stellung im Bauwesen möglichst zu erweitern und gegen Konkurrenten zu verteidigen. Diese hochstrebenden Ambitionen verfolgte Ludwig I. im steigenden Maß skeptisch; darüber hinaus verstand sich der König als Zentrum des Kunstschaffens in Bayern. Der Architekt, der sich international profilieren wollte, war aus der Sicht des Monarchen vor allem der abhängige Untergebene, der in erster Linie Befehle auszuführen hatte.

„Klenze später bey mir, sein Leben als Architekt sey zu Ende ...“. Leo von Klenze in einer Fotografie von Franz Hanfstaengl, 1856.

Ludwig zollte Klenze Anerkennung; er erhob ihn zum Kammerherrn, ließ eine Büste für die Ruhmeshalle entwerfen und nach dem Tod Klenzes ein Denkmal errichten. Die vielen Spannungen wiederum entluden sich meist in symbolischen Akten. So verweigerte Ludwig I. seinem Architekten, unmittelbar nachdem er König geworden war, den von diesem erhofften Wangenkuss. Klenze wiederum revanchierte sich mit kleinen Unbotmäßigkeiten, beispielsweise wenn er seinen Hut in Gegenwart des Königs nicht erst auf dessen Aufforderung hin aufsetzte. War der Architekt gekränkt, ließ er es seinen Herrn spüren. So beteiligte er sich 1850 zunächst nicht an dem von den Künstlern gestalteten „König-Ludwig-Album“, da er zuvor einen abschlägigen Bescheid Ludwigs I. über die Aufnahme eines seiner Gemälde in die Neue Pinakothek hatte hinnehmen müssen. Erst auf die irritierte Nachfrage des Königs hin reichte Klenze doch ein Albumblatt nach, das kleine Ölgemälde „Tempel des Zeus in Selinunt“ – beileibe nicht sein bestes malerisches Werk.

Der Briefwechsel 1848–1864

Die Abdankung König Ludwigs zugunsten seines Sohnes Maximilian am 20. März 1848 markierte einen tiefen biographischen Einschnitt. Aber auch für Leo von Klenze hatte dieser Schritt Ludwigs I. direkte Konsequenzen: „Klenze später bey mir, sein Leben als Architekt sey zu Ende“, notierte Ludwig I. am 21. März 1848 in sein Tagebuch. Mit der Abdikation des bisherigen Königs änderte sich nicht zuletzt der Charakter der gegenseitigen Beziehungen entscheidend. Der König war nun nicht mehr der oberste Dienstherr des Hofbauintendanten, sondern nur noch der Bauherr der von Klenze geplanten und in einem sehr unterschiedlichen Stadium der Entstehung begriffenen Bauten.



Diese Veränderung spiegelte sich zunächst im schriftlichen und persönlichen Umgang nicht wider. Erst als Klenze Ende des Jahres 1848 für die aus der Kabinettskasse verwirklichten Bauprojekte rückwirkend und auch für die in der Realisierungsphase stehenden Bauten ein Honorar forderte, wurde dieser fundamentale Wandel innerhalb der Beziehung der Briefpartner offensichtlich. Eine Missstimmung des abgedankten Königs konnte der Hofbauintendant, anders als früher, riskieren. Der so genannte Honorarstreit zog sich bis zum Spätherbst des Jahres 1863 hin, er belastete die Beziehungen nachhaltig, wurde aber schließlich kurz vor Klenzes Tod einvernehmlich beigelegt.

Die Jahre 1848 bis 1850 standen ganz im Zeichen einer durch die Abdankung notwendig gewordenen Neuorientierung. Die reduzierte, aber doch finanziell sichere Basis des Königs war zwar noch vor dem in der Verfassung nicht vorgesehenen Schritt gewährleistet worden, nichtsdestoweniger gab es vor allem in Bezug auf den nunmehr regierenden König immer wieder Konflikte. Diese bezogen sich zum einen auf die von Maximilian II. übernommene Verpflichtung, die Ruhmeshalle und das Siegestor zu vollenden sowie die Ausmalung des Speyerer Doms und der Nibelungen- und Odysseesäle in der Residenz zu bezahlen. Allerdings war dem neuen König kein Zeitrahmen für die Einlösung seiner Zusage vorgegeben worden, so dass er es damit genug sein lassen konnte, jährlich nur geringfügige Mittel für diese Kunstunternehmungen aufzubringen.

Literatur

König Ludwig I. von Bayern und Leo von Klenze. Der Briefwechsel. Teil III: Nach dem Thronverzicht König Ludwigs I. (Quellen zur Neueren Geschichte Bayerns V, III, 1–3). Hrsg. von Hubert Glaser, bearb. von Hannelore Putz und Friedegund Freitag in Zusammenarbeit mit Franziska Dunkel, Bettina Kraus, Jörg Zedler. Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München 2011.



Den tragfähigen Kompromiss, der Ende November 1849 gefunden wurde, hatte Leo von Klenze maßgeblich vermittelt. Zum anderen hoffte König Ludwig vergeblich, in der Residenz wohnen bleiben zu können, Maximilian II. wiederum bat den Vater erfolglos, Schloss Berchtesgaden für Jagdaufenthalte nutzen zu dürfen. Klenze wurde sowohl von dem regierenden als auch von dem abgedankten König eingeschaltet, um für beide Parteien akzeptable Lösungen zu finden.

Im Mittelpunkt der Korrespondenz stehen aber auch nach 1848 die Bauprojekte – in erster Linie die Ruhmeshalle und die Propyläen in München sowie die Befreiungshalle in Kelheim. Darüber hinaus äußerte sich Klenze gegenüber dem König regelmäßig über seine architektonische Grundeinstellung und über seine Beurteilung der aktuellen Architekturentwicklung, wie sie sich etwa in der im Crystal Palace in London und im Münchner Glaspalast praktizierten Eisen-Glas-Bauweise zeigte.

Immer wieder thematisiert wird im Briefwechsel die politische Lage in Bayern, in Deutschland und Europa, z. B. der Umbruch in Italien und die veränderte Situation in Frankreich nach dem Staatsstreich Louis Bonapartes. Die Briefpartner schrieben sich häufig aus ihren Urlaubsorten; Klenze berichtete beispielsweise aus Paris und aus seinen Kuraufenthaltsorten in Norderney und Südfrankreich, Ludwig informierte den Architekten über die großen architektonischen und sozialen Veränderungen in Rom. Das Persönliche gewinnt in den 1850er Jahren an Gewicht; Klenze hatte den Verlust eines Sohnes und einer Tochter zu beklagen, Ludwig den Tod seiner Ehefrau

Therese. Die Diskussion um die Gestaltung der Grabanlage Ludwigs und Thereses in St. Bonifaz wurde intensiv geführt. Die Rastlosigkeit, der Schaffensdrang und die unverminderte Lebenslust der älter werdenden Briefpartner prägen die Korrespondenz dieser späten Jahre.

Schließlich legt der Briefwechsel auch die europäischen Bezugspunkte der Korrespondenzpartner offen. Klenze war verantwortlich für den Bau der Neuen Eremitage in St. Petersburg, die 1852 fertig gestellt wurde; 1852 wurde er in Paris hinzugezogen, um die Baumaßnahmen am Louvre zu beurteilen. 1853 nahm er in London zu den dortigen Museumsprojekten Stellung. Aber auch Ludwigs Aufenthalte in Rom und die Monarchenbesuche in München, während deren das ludovicianische München auf dem Besichtigungsprogramm stand, werden im Briefwechsel diskutiert. Darüber hinaus lassen die vielen Besuche des abgedankten Königs in den Künstlerateliers das pulsierende Leben in der Kunststadt München lebendig werden.

Textkorpus und Kommentierung

Teil III der Edition besteht aus knapp 550 Briefen, 27 zusätzlichen Dokumenten, 5 Kostenvorschlägen und etwa 120 Schriftstücken aus dem Schriftverkehr Ludwigs und Klenzes mit dem Hofsekretär. Zukünftigen Studien steht mit der Edition eine buchstaben- und zeichengetreue Wiedergabe des Textkorpus zur Verfügung. Eingriffe der Korrespondenzpartner in ihre eigenen Texte, etwa in Form von Streichungen oder Einschüben, werden textkritisch vermerkt und eröffnen Einblicke in den Schreibprozess.

Der Herausgeber und die Bearbeiter sind von Anfang an dem Ziel gefolgt, über die Bereitstellung der Brieftexte hinaus zukünftigen Nutzern einen Kommentar zu bieten, der nicht nur den jeweiligen Einzelbetreff aufschlüsselt, sondern darüber hinaus auch den historischen Kontext skizziert. Auch wird im Kommentar auf einschlägige Literatur und Quellenbestände verwiesen. Vor allem aber macht er viele bisher kaum genutzte Archivbestände – Ministerialakten, private Nachlässe, Akten der Schlösserverwaltung, der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen etc. – nutzbar. Auf diese Weise erleichtert der Kommentar Forschern über den eigentlichen Briefwechsel hinaus den Zugang zu weiterführenden Informationen, gibt Studien wertvolle Impulse und regt gegebenenfalls zu Perspektivenwechseln an.

„Ich war gar guter Dinge“
(20.3.1848). Ludwig I. von Bayern in einer Fotografie von Franz Hanfstaengl.

DIE AUTORIN

PD Dr. Hannelore Putz hat sich mit einer Arbeit über König Ludwig I. als Bauherrn und

■ **Kunstsammler habilitiert. Sie übt im Editionsprojekt „Briefwechsel zwischen König Ludwig I. und Leo von Klenze“ die Geschäftsführung aus.**

Friedensbier, Schulspeisung und Gemeindeordnung

Das Jahr 1950 im Spiegel der Protokolle des Bayerischen Ministerrats.

VON RUDOLF MORSEY

NICHT ALLE EDITIONEN schreiten derart zügig voran wie die der „Protokolle des Bayerischen Ministerrats 1945–1954“. Der heute zu präsentierende siebte Band enthält die Niederschriften der 45 Sitzungen des Kabinetts Ehard II für die Zeit von Anfang Januar 1950 bis zu dessen Ende am 18. Dezember 1950, nach Ablauf der ersten Wahlperiode des Landtags. Diese kommen wiederum aus der Schatzkammer des Hauptstaatsarchivs.

Das Jahr 1949 hatte die politische Landschaft in Bayern gründlich verändert. Auch der Freistaat konnte in der neuen Bundesrepublik Deutschland, über den Bundesrat, die Bundespolitik mitgestalten. Erbitterte Auseinandersetzungen innerhalb der CSU waren durch die Wahl von Hans Ehard zum neuen Vorsitzenden – als Nachfolger von Josef Müller – zunächst beendet worden. Der populäre, aber polarisierende „Ochsensepp“ verblieb jedoch im Kabinett, als Justizminister und stellvertretender Ministerpräsident. Er hielt sich allerdings in dessen Beratungen spürbar zurück. Das Gleiche tat sein konservativ-kantiger Gegenspieler, Alois Hundhammer, der neben dem Kultusministerium weiterhin die CSU-Landtagsfraktion leitete. Beide neutralisierten sich durch ihre Einbindung in die Staatsregierung, die aus neun Ministern plus neun Staatssekretären bestand; denn in deren Beratungen blieb Parteipolitik ausgespart. Zudem achtete Ehard auf Kabinettsdisziplin und, bei aller Konzilianz in der Verhandlungsführung, auf straffe Arbeitsweise und klare Beschlussfassung. Dabei verstand er sich als Repräsentant des Staates und nicht der Partei, als ein – so seine Worte – „Mann des Rechts“.

Desaströse Wahlniederlage der CSU

Das Jahr 1950 allerdings begann er keineswegs als strahlender Sieger, denn bei der Wahl zum ersten Deutschen Bundestag, am 14. August 1949, hatte die CSU eine desaströse Niederlage erlitten. Sie war von den 52,3 % der ersten Landtagswahl, 1946, auf 29,2 % zurückgefallen (= 5,8 % der Gesamtstimmen auf Bundesebene): zugunsten der Bayernpartei. Diese radikal-föderalisti-

sche Konkurrenz hatte aus dem Stand 20,9 % (= 4,2 % auf Bundesebene) erreicht. Auch war nicht Ehard zum ersten Präsidenten des Bundesrats gewählt worden, sondern Karl Arnold, Regierungschef in Nordrhein-Westfalen. Und schließlich verlor der bayerische Ministerpräsident Anfang 1950 seinen 70-jährigen Finanzminister und Kollegen im Landesvorstand der CSU, Hans Kraus. Er verließ das Kabinett jedoch nicht aus Gesundheits- und Altersgründen, sondern wegen Patronage-Vorwürfen. Kraus war als Verfechter einer streng fiskalischen Finanzpolitik wenig beliebt und ein eher schwieriger Kabinettskollege.

Seit Februar 1950 verwaltete Ehard daher zugleich das Finanzministerium, um nicht für die letzten Monate der Wahlperiode die mühsam austarierte innerparteiliche Balance zu gefährden. So wurde der bisher unauffällige Staatssekretär im Finanzressort, Hans Müller, einer der häufigsten Sprecher im Ministerrat. Seine leitenden Beamten, Richard Ringelmann und Otto Barbarino, agierten als quasi „Schattenfinanzminister“. Ringelmann hatte die „Beförderung“ zum Ressortchef abgelehnt. Er scheute Auseinandersetzungen wegen seiner früheren Mitgliedschaft in der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei. Um im Wahljahr einen weiteren Personalwechsel zu vermeiden, blieb der Staatssekretär für das Flüchtlingswesen,



Anmerkung

Den hier abgedruckten Vortrag hielt der Autor bei der Vorstellung des neuen Bandes am 1. März 2010 in den Räumen des Bayerischen Hauptstaatsarchivs.



Wolfgang Jaenicke, im Amt, wenngleich er seine Kompetenzen durch das Innenministerium beschnitten sah. Er zog zwei Rücktrittsgesuche, über die Ehard den Ministerrat gar nicht erst informiert hatte, still zurück. Schließlich blieb auch – als größter Gewinn – Wirtschaftsminister Hanns Seidel dem Kabinett erhalten, denn er lehnte drängende Angebote Adenauers ab, die Leitung des Bundeskanzleramts zu übernehmen. Aufgelöst wurde schließlich – da die Entnazifizierung als abgeschlossen galt – das Staatsministerium für Sonderaufgaben, dessen Ressortchef im Vorjahr verstorben war.

Der Ministerrat tagte, wie bisher, in der Staatskanzlei, Prinzregentenstr. 7, dem Gebäude der ehemaligen preußischen Gesandtschaft und des Reichsstathalters. Er traf sich im gesamten Jahr 1950 nur einmal in voller Besetzung, im Dezember, als es um die formelle Auflösung der Regierung ging, nach der Neuwahl des Landtags. Die Verlaufsprotokolle über die Kabinettsitzungen lassen kontroverse Diskussionen nur abgemildert erkennen – und selten auf Personen bezogen. Neu gegenüber den Vorjahren waren die nunmehr ständig auftauchenden Tagesordnungspunkte „Bundes-“ bzw. „Bundesratsangelegenheiten“. Der Ministerrat war außerordentlich fleißig. Er behandelte mehr als 300 Gesetze und ca. 100 Verordnungen, teilweise in mehreren Durchgängen. Mit dem dadurch gestiegenen Arbeitspensum in den Ressorts wuchs allerdings der Unmut mancher Minister. Wohl auch deswegen kam es – im Vergleich mit den

Vorjahren – häufiger zu Auseinandersetzungen; jedenfalls wurden sie offener ausgetragen. An Stelle einstimmiger Beschlüsse traten jetzt öfter Mehrheitsentscheidungen. Wesentlichen Anteil an der Koordination der Bundesratsmaterien hatte Claus Leusser, der Generalbevollmächtigte des Ministerrats.

Ein politischer Aufsteiger

Wirtschaftsminister Hanns Seidel äußerte sich – häufiger als andere seiner Kollegen – auch zu Fragen außerhalb seines Ressorts. Dabei hob er, unbeschadet seines dezidierten Föderalismus-Verständnisses, auch Vorzüge bundeseinheitlicher Regelungen hervor. Im Falle der politisch brisanten Gemeindeordnung empfahl er sogar, einzelne Punkte aus dem überraschend vorgelegten Gesetzentwurf der SPD-Opposition zu übernehmen. In den Protokollen sind von Seidel, nächst Ehard, die meisten Wortmeldungen verzeichnet.

Der Wirtschaftsminister wurde, ohne den Begriff zu strapazieren, der politische „Aufsteiger“ dieses Jahres, sein Gegenstück, als „Absteiger“, der bisherige Leiter der Staatskanzlei, Anton Pfeiffer. Er hatte im Vorjahr ein Bundestagsmandat verfehlt, war auch nicht, wie erhofft, von Adenauer in das Bundeskanzleramt berufen worden und verlor deutlich an Einfluss. So wechselte Pfeiffer noch 1950 in den Auswärtigen Dienst des Bundes und übernahm das Generalkonsulat in Brüssel.

Das Verhältnis zu den Amerikanern

Der 1950 für die bayerische Politik wichtigste Personalwechsel erfolgte im Landeskommissariat der USA. Nach dem Besatzungsstatut der Siegermächte waren an die Stelle der drei Militärgouverneure zivile Hohe Kommissare getreten, die gemeinsam die Alliierte Hohe Kommission bildeten. Der bisherige Landesdirektor der Militärregierung in Bayern, Clarence M. Bolds, wurde zum Landeskommissar herabgestuft, seine frühere Befehlsgewalt auf Beratungsmöglichkeit beschränkt. Trotz dieses Funktionswandels blieb das Verhältnis des politisch progressiven Bolds zur Staatsregierung angespannt, da er bei seinem Ceterum censeo blieb, das gesamte öffentliche Leben im Freistaat zu demokratisieren. Das änderte sich schlagartig Mitte des Jahres unter seinem Nachfolger George N. Shuster. Der Literaturwissenschaftler, Hochschullehrer und Publizist, auch Autor von Büchern über deutsche Geschichte, sprach fließend Deutsch und war zudem katholisch. Er kannte die

Parteiprominenz beim Landesausschuss der CSU am 14./15. Januar 1950 in Fürth: sitzend von links nach rechts Kultusminister Alois Hundhammer, Landtagspräsident Michael Horlacher und Ministerpräsident Hans Ehard; ganz rechts, etwas erhöht, Innenminister Willi Anker Müller.

Muster eines Steuergutscheins, wie ihn die Bayerische Staatsregierung ab 1951 auf der Grundlage des Gesetzes über Steuergutscheine vom 31. Oktober 1950 ausgab. Mit dem Instrument der Steuergutscheine sicherte sich der Freistaat in Zeiten knapper öffentlicher Kassen die kurzfristige kreditmäßige Vorfinanzierung staatlicher Aufgaben.

Verhältnisse in Deutschland durch vier längere Aufenthalte 1918/19 sowie in den 1930er Jahren und arbeitete an einer Geschichte des politischen Katholizismus. Shuster hatte bereits 1935 den Staatsarchivar aus diesem Hause, Fritz Gerlich – der wegen seiner Kampfpublizistik gegen Hitler ein Jahr zuvor in Dachau ermordet worden war –, literarisch gewürdigt, und er hatte 1938 mit Konrad Adenauer in Rhöndorf ein langes Nachtgespräch geführt. Schließlich kannte der neue Landeskommissar auch Hundhammer und Wilhelm Hoegner, hatte 1945/46 für den Nürnberger Gerichtshof ranghohe NS-Funktionäre interviewt und war mit dem in Harvard lehrenden Exkanzler Heinrich Brüning befreundet. Shuster hat mir – das gestatten Sie mir bitte als persönlichen Einschub – nach einem späteren Treffen in den USA Kopien seiner umfangreichen Korrespondenz mit Brüning überlassen.

Nach Bayern kam der neue Landeskommissar als Präsident des Hunter-College in New York City, der weltweit größten katholischen höheren Bildungsanstalt für Mädchen und junge Frauen. Mit seinem Amtsantritt verbesserte sich schlagartig das Verhältnis zur Staatsregierung. Bisherige Streitfragen, so über die Bekenntnisschule und Lehrerbildung wie über die Rechtsverbindlichkeit des Bayerischen Konkordats, wurden einvernehmlich gelöst. Die Hoffnung von Vertretern des heimischen Jagdwesens ging jedoch nicht in Erfüllung: Sie hatten von einem Präsidenten des Hunter-College, also einer vermeintlichen „Jäger-Akademie“, vorschnell eine Lockerung der restriktiven Vorschriften über die Ausgabe von Waffenscheinen erwartet. Im jüngst erschienenen Heft der „Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte“ taucht Shusters Name einmal auf, allerdings falsch geschrieben wie ein deutscher Schuster – verständlich, weil unser Protokollband noch nicht vorlag.

Die politische Einflussnahme des neuen Landeskommissars, einer Idealbesetzung, schlägt sich in den Protokollen des Ministerrats nur ex negativo nieder: im nahezu gänzlichen Fehlen der bisherigen Streitpunkte. Es gab sie jedoch weiterhin – durch Vorgaben der Alliierten Hohen Kommission. So musste nach Ausbruch des Korea-Krieges die Staatsregierung Kasernenanlagen räumen, in denen Flüchtlinge untergebracht waren, und für 18.000 alliierte Soldaten herrichten. Als sich Shuster Ende 1951 aus Deutschland verabschiedete – dies nur als Nachtrag zu seiner Amtsführung –, hielt er die politische Bewusstseinsbildung für noch nicht genügend verankert: Das „Schimpfen an bayerischen Stammtischen und in Deutschland“ sei noch „zu sehr Grundton der politischen Unterhaltung“.



Föderalistische Akzente

Das gesteigerte Selbstbewusstsein des Ministerrats richtete sich zunehmend stärker nach Bonn, in kritischer Beobachtung und häufiger Abwehr der dort unablässig produzierten Bundesgesetze. Ehard suchte den Schulterchluss mit anderen Länderchefs, um im Bundesrat Präzedenzfälle zu vermeiden, die für den Bund ein Einfallstor in Länderangelegenheiten darstellen könnten. Dabei wurde dem Ministerpräsidenten bald deutlich, dass er im Vorjahr die Einflussmöglichkeiten des Bundesrats erheblich überschätzt hatte, aber auch – und das war nicht vorhersehbar gewesen – den Gestaltungswillen des Bundeskanzlers. Um so mehr suchte er das föderalistische Bundesorgan, dem er ab Oktober präsiidierte, von jedem Verdacht einer Bremsfunktion freizuhalten. In diesem Zusammenhang fällt auf, dass der Bundesrat in seinen eigenen Dokumenten stets als „Deutscher Bundesrat“ erscheint (und dies noch bis 1952), also mit einem Attribut, das im Grundgesetz nur dem Bundestag zugewiesen ist.

Bewältigung der Kriegsfolgen

Unter der Fülle der Themen, die den Ministerrat beschäftigten, nahm die Bewältigung der Kriegsfolgen weiterhin den ersten Rang ein: Wiederaufbau, Wohnungsbeschaffung, Arbeitsmarkt, Versorgung der Vertriebenen und Flüchtlinge, der Kriegsoffer und Kriegshinterbliebenen. Hinzu kamen Probleme im Energie- und Rohstoffbereich. Es gab aber auch sichtbare Erfolge, schon früh

etwa im Wohnungsbau. Diese seien – so erklärte bereits Anfang Februar 1950 der Vertreter der Obersten Baubehörde im Ministerrat – „tatsächlich so groß, dass man sie gar nicht bekanntgeben dürfe, weil sonst unter Umständen die Mittel des Bundes gekürzt“ werden würden. – Eine wahrlich zeitlose Begründung. In vielen Sitzungen ging es um Details der Steuer-, Tarif- und Preispolitik. Das galt für den Güterverkehr auf Straße und Schiene, für Kohle, Koks und Briketts, für Roheisen, Strom und Gas wie für Wohnungsmieten. Staatlich geregelt blieben weite Bereiche der Lebensmittelversorgung, auch der Trinkmilch- und Zuckerverbrauch. Ein Politikum wie eh und je war der Bierpreis bei der Umstellung vom sog. Dünnbier der Kriegszeit (mit niedriger Stammwürze) zum „Vollbier“. Während das Erstere keine Abnehmer mehr fand, wurde das sog. „Friedensbier“ hoch



besteuert. Dieser „Bierkrieg“ – so Hanns Seidel – zwischen den Interessen des Fiskus und denjenigen der Brauer und Gastwirte endete mit einem (trinkfähigen) Kompromiss. Da es der Regierung nicht gelang, zusätzliche Investitionen durch mittel- und langfristige Kredite zu finanzieren, griff das Finanzministerium zu einem alten Zaubermittel: Es gab Steuergutscheine mit kurzer Laufzeit und begrenztem Volumen aus – gegen Bedenken der Landeszentralbank. Ein derart erweiterter Kreditspielraum heißt heute „Schattenhaushalt“. Eine von Bundesfinanzminister Schäffer geplante Autobahngebühr lehnte der Ministerrat ab – zumal sie ohnehin nicht zweckgebunden verwendet werden könnte –, nicht aber eine Mineralölsteuer.

Im Ringen um die Ansiedlung von Obersten Bundesbehörden im Freistaat gelang es, den Bundesfinanzhof nach München zu holen. Zudem konnte Ehard die Verlegung einer wichtigen Abteilung des Deutschen Patentamts nach Berlin verhindern. Dass er darüber mit Adenauer in Rhöndorf gesprochen hatte, blieb dem Ministerrat verborgen. Während es nicht gelang, den

Bundesrechnungshof nach Bamberg zu bringen, wurde Nürnberg aufgewertet und erhielt die wegen ihrer wirtschaftlichen Bedeutung begehrte Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung. Den Bonner Gesetzentwurf über einen Bundesrechnungshof lehnte der Ministerrat ab, weil darin Prüfungsmöglichkeiten von Landesbehörden vorgesehen waren. Als bedenklich galt die vom Bund betriebene Zentralisierung des Polizeiwesens durch die Schaffung eines Bundeskriminalamts und eines eigenen Grenzschutzes. Ebenso wehrte sich der Ministerrat gegen den von der Bundesregierung angesichts des Kalten Krieges angestrebten Aufbau einer Kasernierten Bereitschaftspolizei – den Adenauer als Grundstein eines künftigen militärischen Verteidigungsbeitrags betrachtete. Stattdessen schuf Bayern ein eigenes Landeskontingent. Das Kabinett verschanzte sich jedoch keineswegs in reiner Abwehr. So stimmte Bayern im Bundesrat für den Beitritt zum Europarat und die Annahme des Schuman-Plans. Ehard stützte aus Überzeugung die Westintegrationspolitik Adenauers, aber auch aus föderalistischen Motiven – um dadurch die Mitwirkung der Länder an zentralen außenpolitischen Weichenstellungen zu sichern.

Häufig diskutierte der Ministerrat die schon erwähnte Gemeindeordnung. Dabei ging es um das Ausmaß der Dezentralisierung und der direkten Demokratie in der Kommunalverwaltung, aber auch um die Aufteilung von Großstädten. Angesichts der innerhalb der CSU strittigen Materie und der Vorgaben der Amerikaner zu diesem Gesetz zögerte die Regierung eine Regelung hinaus. Erst als die SPD einen eigenen Entwurf vorlegte, wurde eilig eine entsprechende Vorlage verabschiedet. Sie beschäftigte Kabinett und Landtag noch über das folgende Jahr hinaus.

Der Bayerische Rundfunk am Hofgarten?

Der Ministerrat war damit einverstanden, das Ruinengelände des Armeemuseums, am Münchner Hofgarten, dem Bayerischen Rundfunk zu verkaufen, der darauf ein Sendegebäude errichten wollte. Diese Lösung entsprach dem Konzept des Kultusministers, aus dem „Gebäudekomplex der Residenz und ihrer Umgebung ein kulturelles Zentrum zu machen“. Das Projekt zerschlug sich jedoch, weil die Mühle hinter dem Museum den Sendebetrieb hätte stören können. Dieses Anwesen konnte allerdings nicht erworben werden, weil es nicht gelang, dessen Besitzer zu einer anderen Mühle zu verhelfen.

Präsentation des neuen Protokollbandes: Oliver Braun, Rudolf Morsey, Staatsminister Wolfgang Heubisch und Generaldirektorin Margit Ksoll-Marcon (v. l. n. r.).

DER AUTOR

Prof. Dr. Rudolf Morsey lehrte bis zu seiner Emeritierung Neuere und Neueste Geschichte an der Hochschule für Verwaltungswissenschaften in Speyer. Er ist Mitglied der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und leitete von 2000 bis 2009 die Abteilung „Die Protokolle des Bayerischen Ministerrats 1945–1954“. Sein Nachfolger in dieser Funktion ist Andreas Wirsching, Lehrstuhlinhaber für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Augsburg.

Nicht weniger als viermal beschäftigte den Ministerrat die Fortsetzung der sog. Schulspeisung, nachdem die USA die dafür benötigten Lebensmittel nicht mehr kostenlos lieferten. Eine Lösung wurde erst gefunden, als die Bundesregierung – gegen das Votum von Schäffer – die erforderlichen Mittel übernahm, und zwar unter der Rubrik Kriegsfolgeleistungen. Zu den von Bayern neu errichteten Behörden gehörten das Landesamt für Verfassungsschutz und die Landesanstalt für Aufbaufinanzierung von Flüchtlingsunternehmen. Entschieden wurde auch, das Institut zur Erforschung des Nationalsozialismus dauerhaft in München zu belassen, unter Beteiligung des Bundes. Hingegen hielt der Ministerrat ein vom Landtag empfohlenes Landesgesundheitsamt für unnötig. Das galt auch für einen von dort empfohlenen Kommissar, der die Staatsverwaltung auf „grundlegende Einsparungen“ hin durchforsten sollte. Zu den wenigen Initiativen des Landtags, die zum Erfolg führten, gehörte der Entwurf für ein Betriebsrätegesetz. Hingegen überließ der Ministerrat dem Parlament die Initiative zur Revision eines Gesetzes über Gehalt und Versorgung der Minister. Trotz der Vielzahl der behandelten Sachfragen kamen im Kabinett politisch einschneidende Ereignisse dieses Jahres nicht zur Sprache. Das galt, bezogen auf die internationale Politik, für Ausbruch und Verlauf des Korea-Krieges, aber auch – im Binnenverhältnis – für die Arbeit der Landesgruppe der CSU im Bundestag. Von ihr war nur die Rede, nachdem einige ihrer 24 Abgeordneten bei Bundesbehörden für Interessen ihrer Wahlkreise eingetreten waren, ohne die bayerische Vertretung in Bonn zu konsultieren.

Unerwähnt im Ministerrat blieb auch der erste Besuch des Bundeskanzlers in München, ebenso die im Juni 1950 erfolgte Wiederwahl Ehards zum Parteivorsitzenden durch knapp 98 % der Delegierten. Schließlich erfuhren die Minister auch nichts über Gespräche ihres Chefs mit der italienischen Regierung in Rom und mit Papst Pius XII. im Vatikan, wo Ehard als Staatsgast empfangen worden war. Die am 26. November anstehende Landtagswahl beschäftigte das Kabinett nur einmal, um für die Parteien Treibstoffkontingente festzulegen. Dabei drängten Adenauer und auch Schäffer die CSU schon seit Monaten auf Annäherung an die Bayernpartei, um mit deren Bundestagsfraktion – nach einer entsprechenden Koalitionsbildung in Bayern – ihre Bonner Mehrheit zu verbreitern. Das Kabinett übergang, in gewohnter Zurückhaltung, auch den Ausgang der Wahl, bei der die CSU weitere zwei Prozentpunkte verlor, erneut zugunsten der krachledernen Bayernpartei. Die Union fiel sogar noch knapp hinter die SPD zurück, blieb allerdings durch zwei Überhangman-

date stärkste Fraktion: 64 gegen 63 Abgeordnete. Nach diesem Debakel der CSU brachen latente Spannungen erneut auf. Ehard erreichte in der neuen Landtagsfraktion nur mit Mühe – und wiederum ohne Diskussion im Ministerrat – seine Wunschkoalition: mit der SPD und dem Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten (BHE). Hundhammer, der für eine Mehrheitsbildung mit der Bayernpartei und weiteren bürgerlichen Gruppierungen votiert hatte, verlor sein Ressort. Ob Landeskommissar Shuster das Zustandekommen der großen Koalition beeinflusst hat, ist noch unklar. Jedenfalls war er, nach seinen Erinnerungen, darauf „wirklich stolz“.

Fundgrube zur Nachkriegsgeschichte Bayerns

Editionen historischer Quellen, noch dazu serieller wie die eines einzelnen Jahrgangs von Protokollen des Ministerrats, gewinnen historische Aussagekraft erst durch den laufenden Kommentar des Bearbeiters und seine forschungsbezogene Einleitung. Beide, von Oliver Braun, verknüpfen zugehörige Sachbezüge, vor allem durch den Nachweis zugehöriger Aktenbestände der verschiedenen Ressorts wie einschlägiger Nachlässe, und ordnen landespolitische Vorgänge in überregionale Zusammenhänge ein. In den Kurzbiographien aller in den Texten genannten Personen wird, und das ist oft nötig, ihre braune Minusbilanz nicht verschwiegen. Die inzwischen sieben Bände der Ministerratsprotokolle – die ersten sechs hat Karl-Ulrich Gelberg bearbeitet – enthalten hunderte von Biogrammen. Sie bilden den Grundstock für eine gruppenbiographische Darstellung der bayerischen Zentralverwaltung. Dieser Fundus sollte nach Abschluss der bis 1954 beschlossenen Reihe – dies ist mein Wunsch als ihr jetzt ausscheidender Betreuer – zu einem eigenständigen Handbuch ausgebaut werden, erneut im Verbund von Historischer Kommission und Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns.

Auch der neue Band ist eine Fundgrube nicht nur für die allgemeine politische Geschichte Bayerns vor nunmehr 60 Jahren. Er belegt die sachliche und sachkundige Arbeit des Ministerrats bei der Bewältigung der Nachkriegsprobleme des Freistaats und bei dessen Hineinwachsen in die Bundesrepublik Deutschland. Er spiegelt die Fülle der zeitbedingten Schwierigkeiten im Ringen um die Fundierung eines demokratischen Staatslebens. Er verzeichnet aber auch sichtbare Erfolge beim Wiederaufbau der Trümmerwüste, wie sie noch fünf Jahre zuvor niemand für möglich gehalten hatte. ■

Literatur

Die Protokolle des Bayerischen Ministerrats 1945–1954. Hrsg. v. d. Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften durch Rudolf Morsey und v. d. Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayern durch Margit Ksoll-Marcon. Das Kabinett Ehard II 20. September 1947 bis 18. Dezember 1950. Band 3 1950. Bearb. v. Oliver Braun. München 2010, 760 S., ISBN 978-3-486-58859-0, 99,80 Euro.

Inschriftenkunde

Kleriker und ein Geläut

Die Nonnosusglocke von 1563 aus dem Nordturm des Freisinger Domes.



Mit dem Band „Die Inschriften der Stadt Freising“ legt die Kommission für die Herausgabe der Deutschen Inschriften des Mittelalters und der frühen Neuzeit einen lang erwarteten Bestand vor.

VON CHRISTINE STEININGER

FREISINGER INSCRIFTEN sind Inschriften Geistlicher. Vor allem der Domberg und seine zahlreichen Stifte prägten die Bischofsstadt. Der Bestand wird daher wesentlich von den Grabplatten der Kanoniker bestimmt. Nachgeborene Söhne vieler altbayerischer Adelsfamilien, aber auch Professoren der Landesuniversität und im Dienste des Herzogshauses stehende Kleriker hatten Pfründen an den Freisinger Stiften inne und wählten Freising oft zu ihrem Alterssitz.

Ein Unikat: Inschriften des Domgeläuts

Ein echtes Unikat stellen die Inschriften des Domgeläutes dar. Am 15. Juni 1563 war im Nordturm der Kirche ein Brand entstanden, der die alten Glocken zerstörte. Eine Stiftung des Bischofs Moritz von Sandizell (1559–1667) ermöglichte die Anfertigung von acht neuen Glocken. Das Geläut zählt zu den letzten vollständigen aus dieser Zeit in Mitteleuropa.

Glücklicherweise ist auch der Herstellungsprozess in einzigartiger Weise nachvollziehbar: Der Bischof beauftragte den Freisinger Humanisten Joachim Haberstock (1538–1571) mit dem Entwurf der kunstvollen metrischen Texte, die an den Flanken aller Glocken angebracht werden sollten. Eine Handschrift, heute im Bayerischen Hauptstaatsarchiv, dokumentiert den Entstehungsprozess und enthält die ausgeführten Inschriftentexte sowie nicht realisierte Entwürfe.

Die Freisinger Glocken dürften wohl die Einzigen sein, für die sich auch drei Originalmodel der Inschriften erhalten haben. Mit der Herstellung der Model beauftragte der Gießer Steger – quasi als Subunternehmer – den Münchner Steinmetz Sebald Hering, einen Enkel des bekannten Eichstätter Steinbildhauers Loy Hering. Sie dienten als negative Form für den Wachsabdruck der

Inschriftenkartuschen. Die Entwürfe Haberstocks wurden jedoch nicht ganz streng umgesetzt: So finden sich Texte, die für bestimmte Glocken vorgesehen waren, heute auf anderen. Selbst Herings Kalksteinmodel wurden nicht unbesehen benutzt. Vor dem Guss kam es zu kleineren Korrekturen: In einem Fall wurden die von Hering rund gestalteten i-Punkte in eckige verwandelt, einige Kürzungsmethoden durch andere ersetzt.

Das Freisinger Renaissance-Domgeläut hat – fast möchte man sagen, wie durch ein Wunder – 450 Jahre mehr oder weniger unbeschadet überstanden. 1583 musste eine Glocke wegen eines Gussfehlers ersetzt werden, 1674 wurden Reparaturen vorgenommen, man erwog sogar einen Neuguss, der nur an den Kosten scheiterte. Im Zweiten Weltkrieg mussten auch die Glocken des Freisinger Doms bis auf zwei abgeliefert werden, doch konnten sie nach Kriegsende auf dem Hamburger Glockenfriedhof wieder aufgefunden und rückgeführt werden. Aufgrund von Schäden am Glockenstuhl wurden 1955 zwei Glocken abgenommen und leihweise an andere Freisinger Kirchen gegeben. Seit Herbst 2007 ist das Domgeläut dank einer Initiative von Freisinger Bürgern wieder vereinigt, es kamen zur Abrundung des Tonspektrums drei neue Glocken hinzu. So kann man heute nicht nur die Inschriften der Glocken studieren, sondern das einzigartige Geläut an hohen Festtagen auch wieder hören *IN LAVDEM DEI ET ECCLESIAE SVAE DECVS*, wie eine Inschrift sagt.

DIE AUTORIN

Dr. Christine Steininger ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission für die Herausgabe der Deutschen Inschriften des Mittelalters und der frühen Neuzeit.

Das Model zur Inschrift der Nonnosusglocke (links), eine Leihgabe des Historischen Vereins von Oberbayern, befindet sich in der Inschriftenkommission; rechts die dazugehörige Schrifttafel der Glocke.



Eindrucksvolle Quelle zur Weimarer Zeit: die Ministerratsprotokolle

Die dramatische Anfangsphase und das tragische Ende der Weimarer Republik in Bayern stehen im Mittelpunkt der beiden Bände der bayerischen Ministerratsprotokolle des Kabinetts Hoffmann I (1919) und des Kabinetts Held IV (1932/33).

VON WOLFGANG EHBERGER

Johannes Hoffmann. Postkarte nach einer Fotografie von Heinrich Hoffmann, um 1920.

DIE BÄNDE SIND Teil des Editionsprojekts „Die Protokolle des Bayerischen Ministerrats 1919–1945“, das in Händen der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, der Generaldirektion der Staatlichen Archive und des Instituts für Bayerische Geschichte der LMU München liegt. Dieses von Walter Ziegler und Hermann Rumschöttel initiierte und mittlerweile von Ferdinand Kramer und Margit Ksoll-Marcon geleitete Projekt bildet neben den „Protokollen des Bayerischen Staatsrats 1799–1817“ und den „Protokollen des Bayerischen Ministerrats 1945–1954“ das dritte große Editionsprojekt, das den historisch hoch bedeutenden Niederschriften oberster Regierungskollegien des modernen bayerischen Staates gewidmet ist.

Verfassungsrechtliche Stellung und Funktion des Ministerrats

Bis 1918 nur Beratungs- und Vollzugsorgan des Königs, stieg der Ministerrat im Zuge der Novemberrevolution zum höchsten Organ der Regierung auf. Die gesamte, bisher dem König zukommende oberste Staatsgewalt ging nun auf das Gesamtministerium bzw. den Ministerrat über, während die bisher dem König persönlich vorbehaltenen Verfügungen den Einzelministern entsprechend ihren Ressorts übertragen wurden. So definierte auch die bayerische Verfassung vom 14. August 1919 das Gesamtministerium als „oberste leitende und vollziehende Behörde des Staates“. Ihm oblagen insbesondere die Leitung der gesamten



Staatsverwaltung, der Gesetzesvollzug, die Vertretung Bayerns gegenüber dem Reich und anderen Staaten, das Recht der Beamtenernennung und der Dienstaufsicht, der Erlass von Rechts- und Verwaltungsverordnungen, die Aufstellung und Vorlage des Haushaltsplans, das Recht des individuellen Straferlasses sowie die Handhabung des (in der Verfassungspraxis dann äußerst bedeutsamen) Notstandsrechts. Das Gros der staatsleitenden Befugnisse lag fortan im Sinne des Kollegialprinzips in der Verantwortung der gesamten Regierung, die einzelnen Ressortminister waren nur mit relativ eingeschränkten Kompetenzen ausgestattet. Demgemäß verfügte auch der vom Landtag gewählte Ministerpräsident, dessen Amt de jure erst durch die „Bamberger Verfassung“ von 1919 geschaffen wurde, innerhalb der Regierung lediglich über die Stellung eines Primus inter Pares. Zugleich mit der Führung eines eigenen Ressorts (traditionell des Außenministeriums) betraut, beschränkten sich dessen Privilegien im

Wesentlichen auf den Vorsitz und das Recht des Stichtentscheids im Ministerrat sowie die Überwachung des Vollzugs der von diesem gefassten Beschlüsse. Der Ministerrat trat regelmäßig, mindestens einmal wöchentlich – in Krisenzeiten durchaus auch häufiger – zusammen. Im Rahmen der Sitzungen kamen sämtliche Aspekte der Regierungstätigkeit zur Sprache, so dass in den Protokollen – neben originären verwaltungstechnischen Problemen – ein breites Spektrum wirtschafts-, finanz-, sozial-, kultur- und nicht zuletzt reichspolitischer Fragen seinen Niederschlag findet.

Die Editionsgrundsätze

Im Rahmen des Editionsprojekts erfolgt auf der Basis der nahezu lückenlosen Überlieferung im Bayerischen Hauptstaatsarchiv ein vollständiger Abdruck aller Sitzungsprotokolle der einzelnen bayerischen Kabinette der Weimarer sowie der NS-Zeit, wobei man eine möglichst vorlagengetreue Wiedergabe anstrebt. Ministerratsprotokolle und ergänzende Dokumente werden durch knappe Anmerkungen zu Personen, Institutionen, Sachverhalten und Vorgängen kommentiert, die sich primär auf einschlägige Akten, aber auch amtliche Publikationen und Pressemitteilungen sowie vorhandene Fachliteratur stützen. Der Kommentar soll – in Anlehnung an das Prinzip der „Fonds-Edition“ – so auch der weiteren Erschließung der Akten der bayerischen Staatsministerien dienen, die durch den jeweiligen Bearbeiter eine systematische Sichtung, Zuordnung und Hierarchisierung erfahren. Jedem Band wird eine Einleitung vorangestellt, die historisches Umfeld und Rahmenbedingungen, Bildung und Ende des behandelten Kabinetts, die Biographien der Regierungsglieder, Geschäftsführung und Arbeitsweise im Ministerrat, thematische Schwerpunkte der Kabinettsitzungen sowie editorische Fragen erörtert. Personen-, Orts- und Sachregister eröffnen dem Nutzer einen erleichterten Zugang zum Inhalt der einzelnen Bände. Mit diesem Konzept zielt die Edition gleichermaßen auf eine Nutzung durch die Wissenschaft wie durch Schule und Öffentlichkeit.

Das Kabinett Hoffmann I

Die von dem pfälzischen Mehrheitssozialdemokraten Johannes Hoffmann (1867–1930) geführte Regierung aus MSPD, USPD und Bauernbund (Kabinett Hoffmann I – 17. März bis 31. Mai 1919) war aus einem Kompromiss zwischen Anhängern des Räteystems und Vertretern der Landtagsparteien hervorgegangen und kann – zumindest formal betrachtet – als die erste parlamentarisch legitimierte bayerische Staatsregierung gelten.

Ihre zweieinhalbmonatige Amtszeit fällt zusammen mit dem Höhepunkt jener revolutionären Umbruchsphase, die durch den gerade in Bayern überaus schwierigen Übergang vom Krieg zum Frieden und von der Monarchie zur Republik gekennzeichnet war. So leitete die Regierung in Anbetracht der katastrophalen ökonomischen und sozialen Gesamtsituation bereits in den ersten Ministerratsitzungen ein ganzes Bündel von Maßnahmen in die Wege, um die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln, Wohnraum sowie Energieträgern zu verbessern und die explosionsartig gestiegene Zahl der Arbeitslosen zu verringern. Zugleich bemühte man sich, durch gewisse Zugeständnisse an die Räteanhänger einer weiteren politischen Radikalisierung zu begegnen, wobei vor allem die Schaffung eines Zentralwirtschaftsamtes als Planungsbehörde für die Durchführung der Sozialisierung von Schlüsselbetrieben Beachtung verdient. Ein weiteres zentrales Themenfeld bildete die Neuordnung der normativen Grundlagen des staatlichen Lebens in Bayern und Deutschland. Dabei galt es zum einen, den Prozess der Schaffung einer neuen bayerischen Landesverfassung weiter voranzutreiben und zum anderen, die parallelen Verhandlungen über die künftige Reichsverfassung insbesondere unter dem Aspekt der Neuregelung des Verhältnisses von Reich und Ländern kritisch zu begleiten. Mit der Ausrufung der ersten Räterepublik am 7. April 1919 und dem dadurch bedingten Ausweichen der Regierung nach Bamberg kam es zu einem fundamentalen Wandel bei den im Ministerrat behandelten Themen: Nun dominierten Fragen, welche die Auseinandersetzung mit der Räteherrschaft in Südbayern und die Bewältigung ihrer Folgen zum Gegenstand hatten. Nach intensiven Diskussio-

Die süddeutschen Ministerpräsidenten am 12. Juni 1932 anlässlich des Empfangs beim Reichspräsidenten. Von rechts: **Heinrich Held, Reichskanzler Franz von Papen, Eugen Bolz (Württemberg) und Josef Schmitt (Baden).**

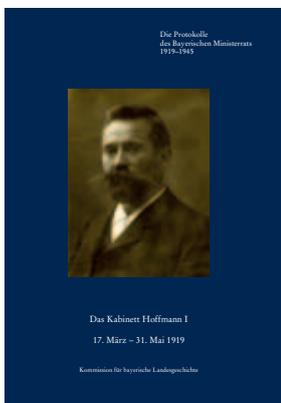


DER AUTOR

Dr. Wolfgang Ehberger M. A.
studierte Geschichte und
Rechtswissenschaften; er ist wis-
senschaftlicher Mitarbeiter des
Editionsprojektes „Die Protokolle
des Bayerischen Ministerrats
1919–1945“.

nen erschien ein militärisches Vorgehen als einzig mögliche und praktikable Option zur raschen und vollständigen Beseitigung der Räterepublik, auch wenn sich die Regierung hierfür der Unterstützung von Reichstruppen und Freikorpsverbänden bedienen musste – eine Entscheidung, die schließlich in die blutige Rückeroberung Münchens durch „weiße Truppen“ Anfang Mai 1919 mündete. Dieser Gang der Ereignisse zog freilich für das weiterhin in Bamberg verbleibende erste Kabinett Hoffmann ein ganzes Bündel neuer drängender Probleme nach sich, waren nun doch Fragen wie die juristische Aufarbeitung der Räteherrschaft und ihrer Bekämpfung oder die Handhabung des Verhältnisses von politischer und militärischer Gewalt zu klären.

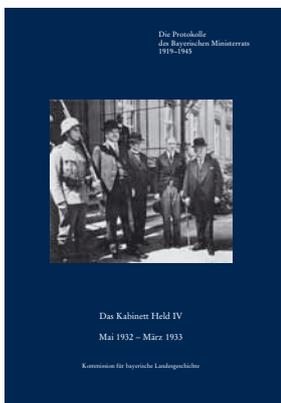
könne, wobei seit Anfang Februar 1933 konkret eine Koalition mit der NSDAP ins Auge gefasst werden musste. Ein weiteres Hauptproblem bildete die Finanz- und Weltwirtschaftskrise, welche die Regierung etwa bei den Gehältern im öffentlichen Dienst zu laufenden Kürzungen zwang und damit die Loyalität der Beamten – gerade auch der Polizei – auf eine ernste Probe stellte; gleichzeitig bemühte man sich nicht ohne Erfolg, die bereits seit Ende der 1920er Jahre betriebene Staatsvereinfachung konsequent voranzutreiben. Höchst dramatisch gestaltete sich schließlich die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten in Bayern, der das Kabinett massiven Widerstand entgegensetzte, ohne freilich verhindern zu können, dass noch im März 1933 auch der faktisch letzte institutionelle Halt der Demokratie in Deutschland fiel.

**Das Kabinett Held IV**

Das vierte von dem BVP-Politiker Heinrich Held (1866–1938) geführte Kabinett amtierte von Mai 1932 bis März 1933 als geschäftsführende Regierung Bayerns, die parteipolitisch auf der Zusammenarbeit von BVP und DNVP basierte. Einen zentralen Schwerpunkt der in den Sitzungen behandelten Themen bildete das Verhältnis Bayerns zum Reich, das unter Reichskanzler von Papen in ein überaus kritisches Stadium geraten war: Nach dem „Preußenschlag“ vom 20. Juli 1932, der allen deutschen Ländern die Einsetzung eines Reichskommissars anzudrohen schien, leitete die Regierung Held verzweifelte Bemühungen um die Behauptung bayerischer Rechte und Interessen gegenüber dem Reich ein, die mit Beginn der Kanzlerschaft Hitlers dann zu einem Kampf um die Existenz des Landes überhaupt wurden. Im Innern wurde die Zeit politisch überschattet durch die intensiv diskutierte Frage, ob das bereits seit 1930 geschäftsführend amtierende Ministerium durch eine Mehrheitsregierung ersetzt werden

Bedeutung und Ertrag der Edition

Die beiden ersten Bände des Editionsprojekts bestätigen auf eindrucksvolle Weise, dass sich die in den Ministerratssitzungen behandelten Themen keineswegs in der geschäftsmäßigen Erörterung unspektakulärer, alltäglicher Verwaltungsangelegenheiten erschöpfen, sondern nahezu alle wesentlichen politischen Fragen und Probleme der Zeit – vielfach in bemerkenswerter Ausführlichkeit – zur Sprache kommen. Daneben sind die Protokolle auch geeignet, erhebliche Teile des öffentlichen Lebens jener Jahre zumindest stroboskopartig abzubilden. Zugleich geben sie aufschlussreiche Einblicke in Ablauf und Dynamik der zentralen politischen Entscheidungsprozesse, etwa im Hinblick auf die Art und Weise, wie Beschlüsse zu Stande kamen, welchen Regierungsstil der Ministerpräsident praktizierte, welche Kräfteverhältnisse innerhalb des Kabinetts bestanden und nicht zuletzt, welche Fragen besonderen Diskussionsraum beanspruchten oder nur peripher behandelt wurden. Selbst wenn man die Tatsache in Rechnung stellt, dass die Quelle naturgemäß den Akteur „Staat“ privilegiert und primär die Perspektive der Regierenden wiedergibt, eröffnet die Edition der Ministerratsprotokolle einen Zugang zur Weimarer Zeit in Bayern, der in seiner thematischen Breite, in der Vielfalt der Informationen und im Blick auf die maßgeblichen politischen und gesellschaftlichen Kräfte des Landes kaum Vergleichbares finden dürfte. In diesem Sinne sind die beiden Bände auch zu verstehen als erste zentrale Bausteine eines neuen, über alle forschungspolitischen Paradigmenwechsel hinweg tragfähigen Fundaments für die Auseinandersetzung mit einer der bedeutendsten Epochen der modernen bayerischen und deutschen Geschichte. ■

**Literatur**

Die Protokolle des Bayerischen Ministerrats 1919–1945, hrsg. von der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns und dem Institut für Bayerische Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München:

Das Kabinett Hoffmann I. 17. März – 31. Mai 1919, bearb. von Wolfgang Ehberger und Johannes Merz, München 2010, Kommission für bayerische Landesgeschichte, XVIII, 78*, 311 S., ISBN 978-3-7696-6683-0, 44,00 Euro.

Das Kabinett Held IV. Mai 1932 – März 1933, bearb. von Walter Ziegler, München 2010, Kommission für bayerische Landesgeschichte, XVIII, 80*, 399 S., ISBN 978-3-7697-6684-7, 48,00 Euro.

Wörterbuch

Das P – ein Superlativ

Von *p* bis *pyxodes*: Der Thesaurus linguae Latinae veröffentlicht den letzten Faszikel des Buchstabens P.

VON MANFRED FLIEGER

P IST DER 15. ODER, wenn man das K ausnimmt, der 14. Buchstabe des lateinischen Alphabets. Ein ganz normaler Buchstabe, sollte man meinen! Weit gefehlt – stellt dieses P doch den Lexikographen vor außergewöhnliche Herausforderungen. Doch nun war es soweit: am 7. Juli dieses Jahres kamen zahlreiche Gäste in der Akademie zusammen, um den Abschluss des sperrigen Buchstabens öffentlich als einen Meilenstein auf dem Weg zur Vollendung des großen Werkes zu würdigen. Zuvor war der 34. und letzte Faszikel des Bandes X des Thesaurus linguae Latinae, des größten und maßgeblichen Wörterbuches des antiken Lateins, ausgeliefert worden. Hugo Beikircher, der das gesamte P als Redaktor bzw. Generalredaktor begleitet hat, und Silvia Clavadetscher, die seit 2009 als seine Nachfolgerin verantwortlich zeichnet, charakterisierten das *opus magnum* aus unterschiedlichen Blickwinkeln.



Mitwirkende aus der ganzen Welt

Hugo Beikircher erinnerte an die lange Reihe der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter: Rechnet man nur die eigentlichen Artikelverfasser und Redaktoren, so waren es deren 134. Etliche davon waren zur Abschlussfeier gekommen. Manche haben allerdings die Fertigstellung des Bandes nicht mehr erlebt, unter ihnen Peter Flury (Generalredaktor von 1974 bis zu seinem frühen Tod 2001), an den viele Akademiemitarbeiter noch wache Erinnerungen haben und dessen Wirken in der Kommission allgegenwärtig ist, sowie dessen Vorgänger Wilhelm Ehlers mit seinem

Albert Rehm (1871–1949) im Ornat des Rektors der Ludwig-Maximilians-Universität. Ölgemälde von Ernst Maria Fischer, 1930.



Das P – ein Superlativ

Schon der Blick in das Zettelarchiv des Thesaurus zeigt die schiere Menge des zu bewältigenden Materials: 470 der 5.108 Zettelkästen des Grundmaterials (mit den Addenda sind es 637) entfallen auf den Buchstaben P, mit welchem ca. 9.400 Wörter (inkl. Verweislemmata) des überlieferten Corpus des antiken Lateins beginnen. 1980 erschien der erste Faszikel: Man hatte das Material aus arbeitsökonomischen Gründen auf zwei parallel fortschreitende Redaktionen und damit auf zwei Teilbände aufgeteilt, wobei die Reihe X 2 ziemlich genau in der Mitte sinnig mit dem Wort *porta* beginnt. In den 30 Jahren der Bearbeitung verfassten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter insgesamt 5.390 Thesaurusspalten, was umgerechnet etwa 12.800 Schreibmaschinenseiten entspricht. Das ist eine beeindruckende Leistung, zumal wenn man bedenkt, wie dicht und konzentriert die Information ist, die in den Wortartikeln geboten wird.

Der umfangreiche Buchstabe P füllt ganze vier Teilbände des Thesaurus linguae Latinae (rechts im Bild).

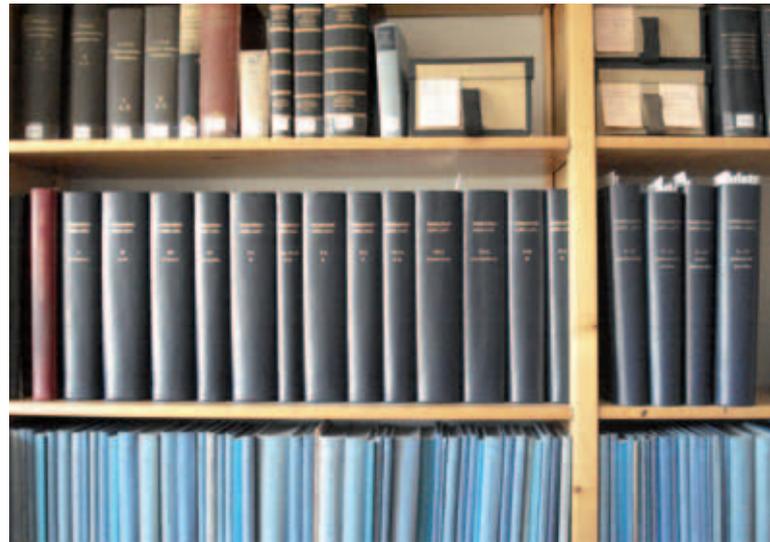
formvollendeten Latein. Auch der fast in jeder denkbaren Funktion mit dem Thesaurus verbundene Heinz Haffter wurde erwähnt. Von den auswärtigen Mitarbeitern, einerseits den Fahnenlesern, andererseits den Sprachwissenschaftlern, die Ursprung und Fortleben der Wörter dokumentieren, erinnerte Beikircher insbesondere an den Etymologen Meinrad Scheller und den Romanisten Arnulf Stefenelli. Viele im Vorwort genannte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter (auch die einzelnen Artikel sind im Wörterbuch namentlich gezeichnet) haben dem Projekt ein ganzes Berufsleben gewidmet, andere waren nur für einen kürzeren Zeitraum am Thesaurus beschäftigt, namentlich die Stipendiaten aus vielen der an der Edition beteiligten Länder. Sie erhalten hier in München eine Zusatzausbildung in lateinischer Lexikographie und kommen damit in den Genuss einer der seltenen Möglichkeiten zu außeruniversitärer Weiterbildung für Philologen. Die Herkunftsländer reichen von den Vereinigten Staaten und Südafrika bis Japan; den Löwenanteil machen indessen die Länder des „Alten Europa“ aus.

Politische ...

Drei Jahrzehnte politischer Entwicklung sind auch für den Thesaurus nicht folgenlos geblieben: So finden sich unter den Stipendiaten des Bandes P längst auch solche aus dem Osten Europas, aus Tschechien, Polen und Russland. Auch die Thesaurus-Kommission erfuhr, teils parallel zur Öffnung des Kontinents, ihre Weiterungen: Seit 1980 sind ihr zwölf ausländische Akademien beigetreten, beginnend mit Polen, gefolgt von Japan, Finnland, Norwegen, Irland, Ungarn, Slowenien, Spanien, Kroatien, Estland, Tschechien und dem Vatikan (insgesamt sind nun 31 Akademien und wissenschaftliche Gesellschaften aus 23 Ländern vertreten).

... und technische Umbrüche

Entwicklungen gab es während dieser 30 Jahre aber auch in der Technik: Noch bis zur Wende von 1989/90 wurde das Wörterbuch im Bleisatz gedruckt, was ohne ein Team langjährig eingearbeiteter Setzer undenkbar gewesen wäre. Der virtuose Umgang der Typographen mit den komplizierten Thesaurus-Manuskripten ist legendär. So erhielten sie als Satzvorlage noch während langer Zeit Maschinen-Typoskripte, in denen die verschiedenen Schrifttypen durch farbige Unterstreichungen markiert waren. Um diese bei Ver-



lust auf dem Postweg (zwischen München und dem Verlagsort Leipzig lag bekanntlich eine der bestbewachten Grenzen der Welt) rekonstruieren zu können, wurden sie vor dem Versand fotografiert. Unter anderem daraus erklärt sich auch die Aufschrift „Fotolabor“ auf der Tür zum Raum 239 im zweiten Stock der Akademie. Die Fotoausrüstung freilich ist verschwunden und hat einem Druckgerät Platz gemacht ... Die auswärtigen Fachgelehrten, die die Artikel aus dem Blickwinkel ihrer jeweiligen Spezialgebiete durchsehen, trugen ihre Änderungsvorschläge seinerzeit noch in echte Druckfahnen ein. Das ist längst Vergangenheit, doch der Name „Fahnenleser“ ist ihnen geblieben. Heute erhalten sie Computerausdrucke oder Dateien, und auch an die Setzerei gehen die Daten auf elektronischem Weg; der Verlag hat das gesamte Wörterbuch mittlerweile digitalisiert und online zugänglich gemacht.

Die für ein solches Unternehmen nötige Kontinuität und gleichbleibend hohe wissenschaftliche Qualität bleibt nur im Rahmen der Langzeitprojekte der Akademien gewährleistet. An eine ganz andere Garantin der Kontinuität erinnerte Beikircher in seiner Ansprache: Durch Wiedervereinigung und Verlagsverkäufe finden sich nicht weniger als fünf Verlagsnamen auf den Titelblättern der 34 P-Faszikel: Dem BSB (Betrieb mit staatlicher Beteiligung) Benedikt Gotthelf Teubner Verlagsgesellschaft in Leipzig, welcher kurz nach der Wende das Kürzel BSB einbüßte, folgte die wiedervereinigte Firma B. G. Teubner, Stuttgart und Leipzig, sodann der K. G. Saur Verlag, München und schließlich De Gruyter in Berlin und New York. Immer aber stand eine Person dahinter: Elisabeth Schuhmann, die den Thesaurus während mehr als 40 Jahren in „ihrem“ (jeweiligen) Verlag als Lektorin betreute.

Von pax bis pontifex – Einblicke in die antike römische Kultur

Dass ein so umfangreicher Band wie Volumen X des Thesaurus alle Gebiete und Facetten der antiken römischen Kultur berührt, versteht sich von selbst. Die insgesamt 9.400 Lemma-Ansätze reichen von zahlreichen *hapax legomena* – also Wörtern, die nur an einer Stelle im Korpus belegt sind – wie *pabillus* und *pyxodes*, dem ersten und dem letzten „echten“ Wort in P (sie bedeuten übrigens „kleine Schubkarre“ bzw. „büchsenartig“), bis



hin zu den belegreichen Präpositionen *per* und *pro*. Zusammen mit *prae* generieren *per* und *pro* als Präfixe zudem eine Fülle kleiner und mittlerer Wörter und sind damit zusätzlich für den eindrucksvollen Umfang des Bandes verantwortlich. Aber auch so spannende Begriffe wie *pax*, *praesidium*, *pontifex*, *populus*, *pietas* oder *potestas* greifen Raum und vermögen mindestens eine Ahnung von der Weite des ganzen Spektrums der antiken Lebenswelt zu vermitteln. Darüber hinaus ist P auch allein verwendet durchaus aussagekräftig: Es kann als Abkürzung für die Wörter *pars*, *passus*, *pius*, *placere*, *pondo*, *posse*, *possessor* stehen oder für Eigennamen wie *Publius*, *Pannonia*, *Papiria* (*lege*), *Pompeius* usw. An den Schluss eines Wortes darf das P freilich nie zu stehen kommen. So schreibt etwa Martianus Capella in seinem Werk „De nuptiis Philologiae et Mercurii“: „P ... terminat nihil“.

Aus der Geschichte des Thesaurus: Gedenken an Bernhard und Albert Rehm

Die Präsentation des Bandes P war zugleich auch dem Gedenken an den ehemaligen Generalre-

daktor Bernhard Rehm gewidmet – sein Geburtstag hatte sich 2009 im Jubiläumsjahr der Akademie zum 100. Mal geöhrt – sowie an seinen Vater Albert. Bernhard Rehm, der 1936 im Alter von nur 27 Jahren Generalredaktor geworden war, musste sein Leben bereits 1942 im Krieg lassen. Sein Vater, Mitglied der Akademie und Rektor der Ludwig-Maximilians-Universität (1930/31 und dann wieder vom Mai 1945 bis Februar 1946), machte sich als Stellvertretender Vorsitzender der Interakademischen Thesaurus-Kommission um den Fortbestand und die Internationalisierung des Thesaurus nach Deutschlands Zusammenbruch verdient (s. dazu auch „Akademie Aktuell“ 3/2009, S. 30ff.). Ernst Vogt, Präsident der Internationalen Thesaurus-Kommission, skizzierte bei der Veranstaltung die wissenschaftlichen Leistungen des jungen Bernhard Rehm. Richard Schumak stellte als Herausgeber die facettenreichen Tagebücher Albert Rehms aus dessen Rektoratszeit während der Jahre 1945/46 vor und ordnete sie in den zeitgeschichtlichen Zusammenhang der Nachkriegszeit ein. Den Erben Rehms ist es zu verdanken, dass sich nunmehr ein von Ernst Maria Fischer gemaltes Ölporträt (s. S. 21) dieses großen Mentors beim Thesaurus befindet. Auch für Bernhard Rehm haben sich seine Nachfahren eingesetzt: Dank der Initiative seiner Nichte liegen nunmehr Gedichte aus seiner Hand in gedruckter Form vor. Eine ganze Reihe von Verwandten und Freunden der Familie Rehm hatte sich auch bei dem festlichen Anlass in der Akademie eingefunden.

Ausblick: Die Buchstaben N und R sind in Arbeit

Im Anschluss an die vom Kölner Jansa-Duo (Christine Rox, Violine und Klaus-Dieter Brandt, Violoncello) mit Werken von Heinrich Anton Hoffmann (1770–1842), Joachim Stutschewsky (1891–1982) und Friedrich Hermann (1828–1907) virtuos umrahmte Feierstunde bot sich die Gelegenheit zur Begegnung von derzeitigen und ehemaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, Mitgliedern der Familie Rehm und weiteren Freunden des Thesaurus. Brezen in P-Form stellten den Buchstaben noch einmal kulinarisch in den Mittelpunkt, wie denn überhaupt nach Worten von Silvia Clavadetscher selten einem Buchstaben soviel Reverenz erwiesen wurde. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Thesaurus widmen sich freilich schon seit einiger Zeit den beiden nächsten zu edierenden Buchstaben: dem N und dem R.

Das Jansa-Duo aus Köln bei der Feierstunde am 7. Juli 2010; im Hintergrund ein Foto von Bernhard Rehm.

DER AUTOR

Dr. Manfred Flieger ist Geschäftsführender Sekretär der Kommission für die Herausgabe des Thesaurus linguae Latinae an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Bioaerosole und ihre Bedeutung für die Gesundheit

Sie sind kleiner als ein Nanometer oder auch mehrere Mikrometer groß und enthalten neben Pollen, Viren und Bakterien eine Vielzahl biologischer Partikel: die Bioaerosole. Ein neuer Berichtband der Kommission für Ökologie informiert über ihre Bedeutung für Mensch und Umwelt.

VON CLAUDIA DEIGELE

DIE AUTORIN

Dr. Claudia Deigele ist wissenschaftliche Sekretärin der Kommission für Ökologie der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

EIN AEROSOL IST ein Gemisch aus festen und/oder flüssigen Schwebeteilchen (Partikeln) und einem Gas. Den Hauptanteil des Aerosols in der Atmosphäre bilden dabei nicht anthropogen erzeugte Teilchen, sondern solche natürlichen Ursprungs, vor allem Meersalz, Bodenstaub und biologische Partikel. Letztere werden als „Bioaerosole“ bezeichnet, ihr Volumenanteil am Gesamtaerosol beträgt im kontinentalen Bereich bis 30 %, im maritimen, abgelegenen Bereich bis 10 %. Bioaerosole umfassen eine Vielzahl unterschiedlichster Substanzen in einem Größenbereich von weniger als einem Nanometer (nm) bis zu mehreren Mikrometern (μm ; $1\text{ mm} = 1000\ \mu\text{m}$, $1\ \mu\text{m} = 1000\ \text{nm}$). Neben Pollen (Abb. 1), Sporen, Bakterien und Viren enthalten sie eine Unmenge von fein zerriebenen Partikeln mikrobiellen, pflanzlichen und tierischen Ursprungs.

Wie hängen Klimawandel und Luftqualität zusammen?

Es ist zu erwarten, dass eine Klimaveränderung die Luftqualität direkt beeinflusst, zum Beispiel durch die verstärkte Freisetzung von Isopren über Waldbeständen und von NO_x durch Bodenmikroorganismen. Bioaerosole tragen zur Wolkenbildung bei und sind daher für das Wettergeschehen und das Klima von erheblicher Bedeutung. Aufgrund ihrer kurzen Verweildauer in der Atmosphäre, ihrer hohen Fluktuation und ihrer unterschiedlichen physikalischen Eigenschaften gibt es allerdings über diesen Zusammenhang bislang nur wenige wissenschaftlich gesicherte Erkenntnisse.

Klimaveränderungen beeinflussen auch die Menge an freigesetztem Pollen, den Pollenfernttransport durch Luftströmungen sowie – europaweit regional verschieden – Zeitpunkt, Dauer und Intensität des Pollenflugs. Eine signifikante Veränderung im Pollenflug konnte bisher jedoch nur für knapp 4 % der Datenreihen belegt werden.

Pollen und Luftschadstoffe

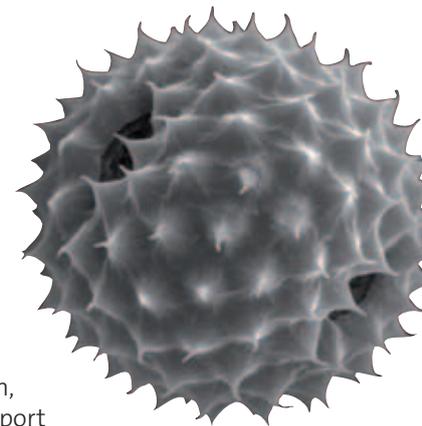
In Deutschland werden seit einigen Jahren verstärkt Pollenallergien auf *Ambrosia artemisiifolia*, das Beifußblättrige Traubenkraut, beobachtet. Bei der Bekämpfung von *Ambrosia* ist jedoch zu berücksichtigen, dass der Pollenflug durch den in Blattform und Wuchs recht ähnlichen Gemeinen Beifuß (*Artemisia vulgaris*) wesentlich stärker ist und es aufgrund der Ähnlichkeit der Pollenallergene von *Ambrosia* und Beifuß zu Kreuzreaktionen kommt (Sensibilisierungsrate in der Bevölkerung in Deutschland: *Ambrosia* 15 %, Beifuß 20 %, Gräser 37 %).

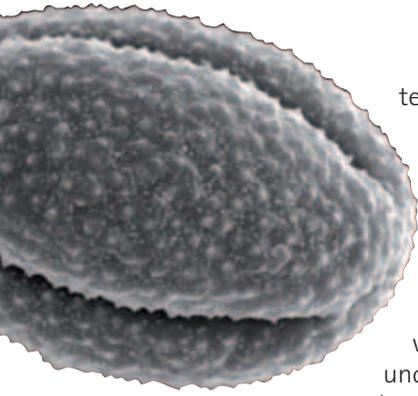
Pollenkörner enthalten nicht nur die eigentlichen Pollenallergene in ihrem Inneren, sondern führen auch Schadstoffpartikel an ihrer Oberfläche mit. Versuche zeigen, dass in Gebieten mit hoher Luftverschmutzung verstärkt Allergene aus Pollenkörnern freigesetzt werden. Dies könnte eine der Ursachen für die höheren Allergieraten in der Stadt gegenüber dem Land sein.

Bioaerosole aus der Landwirtschaft

In landwirtschaftlichen Betrieben tritt ein großes Spektrum an Bioaerosolen auf – und entsprechend groß ist die Zahl der möglichen Krankhei-

Abb. 1: Auslöser von Allergien: Pollenkörner von *Ambrosia artemisiifolia* (Beifußblättriges Traubenkraut, links) und *Artemisia vulgaris* (Gemeiner Beifuß, rechts).





ten, etwa chronische Bronchitis, die in eine chronisch-obstruktive Bronchitis (COPD) übergehen kann, Entzündungen der (oberen) Atemwege, allergisches Asthma, exogen allergische Alveolitis und ODS (Organic dust toxic syndrome).

Eine Rolle spielen dabei vor allem die Art des Betriebes, die Tierhaltung und die Anzahl der Stunden pro Tag sowie der Jahre insgesamt, die am landwirtschaftlichen Arbeitsplatz verbracht werden. Darüber hinaus belasten Emissionen aus den Betrieben oder der Gülleausbringung die Bewohner der umliegenden Häuser. Ob bzw. wie MRSA (Methicillin-resistenter *Staphylococcus aureus*) von Ställen in die Umwelt gelangen und auf Anwohner übertragen werden kann, wird noch untersucht.

Schützende Wirkungen

Funktionieren Toleranzmechanismen nicht mehr, die eigene von körperfremden Zellen unterscheiden, gibt es Raum für Fehlentwicklungen des Immunsystems. Dabei spielt offenbar die Exposition während eines Zeitfensters, das in der Schwangerschaft beginnt und bis in das zweite Lebensjahr hineinreicht, eine wichtige Rolle (Abb. 2). Kinder, die auf einem Bauernhof aufwachsen, sind im Vergleich zu Kindern aus der Nachbarschaft, die nicht auf einem Hof aufwachsen, weniger anfällig für Heuschnupfen und Asthma und weisen weniger positive Allergietests auf. Dieser frühkindliche immunologische Schutz hält bis ins Erwachsenenalter an. Untersuchungen ergaben, dass die Exposition gegen bestimmte Bakterien einen Schutz vor Asthma und atopischer Sensibilisierung bewirkt. Im Tierversuch mit Ratten bewirkt die mütterliche Endotoxinexposition während der Schwangerschaft weniger allergisches Asthma und Atemwegsentzündungen bei den Jungtieren. Die plazentale immunologische Kompetenz scheint entscheidend für den Schutz vor Asthma und atopischer Sensibilisierung zu sein.

Forschungsbedarf

Da unter Standardbedingungen nur die wenigsten Mikroorganismen kultivierbar sind, müssen geeignete Methoden gefunden werden, um

ihre Gesamtzahl relativ schnell und einfach zu bestimmen. Auch fehlt es bisher an der Vergleichbarkeit von Studien und der Ableitung von Wirkschwellen. Hierzu wurde eine neue VDI-Richtlinie (4250) zur Erfassung von Bioaerosolen und biologischen Agenzien und ihrer umweltmedizinischen Bewertung erarbeitet.

Nanopartikel, das heißt künstlich hergestellte Partikel von 1 bis 100 nm Größe, besitzen aufgrund ihrer großen Oberfläche ein großes reaktives Potential, das noch nicht ausreichend erforscht ist. Sie können, v. a. bei chronischer Exposition, lokal Entzündungen am Ort der Deposition hervorrufen, Schleimhautschädigung, Asthma, Fibrose oder Emphysem, eine Mutagenese der Zellen oder Lungenkrebs auslösen, aber auch, abhängig von ihrer Größe, ihren Oberflächeneigenschaften und anhaftenden organischen Komponenten, systemisch zu kardiovaskulären Effekten führen oder Effekte in anderen Organen wie Leber, Niere und Gehirn hervorrufen. Im Nagetiermodell wurde eine verzögerte Reaktion im Herz-Kreislauf-System nachgewiesen.

Autorinnen und Autoren des Bandes

Neben den Organisatoren des Rundgesprächs, Erika von Mutius und Dennis Nowak (München), wirkten an dem Band über Bioaerosole mit: Jeroen Buters und Heidrun Behrendt (München); Karl-Christian Bergmann (Berlin) und Siegfried Jäger (Wien); Marianne Geiser (Bern); Caroline Herr (Oberschleißheim), Irene Tesseraux (Karlsruhe) und Thomas Eikmann (Gießen); Ruprecht Jaenicke (Mainz); Wolfgang G. Kreyling (Neuherberg); Katja Radon (München); Harald Renz und Petra Ina Pfefferle (Marburg) und Hans Peter Schmid und Mitarbeiter (Garmisch-Partenkirchen).



Abb. 2: Der frühkindliche Stallaufenthalt, der Verzehr von unbehandelter Kuhmilch und der Stallaufenthalt der Mutter während der Schwangerschaft sind bedeutende Schutzfaktoren gegen Allergien – das zeigen epidemiologische Studien. Nun gilt es herauszufinden, was genau sich hinter diesen Faktoren verbirgt.

Literatur

Bioaerosole und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Rundgespräche der Kommission für Ökologie, Band 38. Hrsg.: Bayerische Akademie der Wissenschaften, Verlag Dr. Friedrich Pfeil (www.pfeil-verlag.de), München 2010, 142 S., 67 Abb., 22 Tab., ISBN 978-3-89937-111-6, 25,00 Euro.



Ein innovativer Blick auf das mittelalterliche Deutsch

Grundlagenwerk der Sprachgeschichte des 13. Jahrhunderts: 2010 erschien der letzte Band des dreiteiligen Wörterbuches der mittelhochdeutschen Urkundensprache (WMU).

VON URSULA SCHULZE



Von abbet bis zwifelrede:

Am 26. Oktober 2010 wurde das dreibändige Wörterbuch der mittelhochdeutschen Urkundensprache bei einer kleinen Feierstunde der Öffentlichkeit vorgestellt.

EIN LANGZEITPROJEKT ist abgeschlossen. Nach 24-jähriger Publikationszeit liegt das „Wörterbuch der mittelhochdeutschen Urkundensprache (WMU) auf der Grundlage des Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300“ in drei Bänden zu je neun Lieferungen vor, gedruckt und verlegerisch betreut vom Erich Schmidt Verlag, Berlin.

Das für die Sprachgeschichte innovative Grundlagenwerk erweitert den Blick auf die schreibsprachlichen Befunde des 13. Jahrhunderts und bietet sich als Ausgangspunkt für neue Untersuchungen an. Das Bild von der deutschen Sprache im hohen Mittelalter war in wissenschaftlichen Handbüchern lange Zeit fast ausschließlich durch dichterische Texte geprägt (z. B. die Werke Hartmanns von Aue, Gottfrieds von Straßburg, Wolframs von Eschenbach u. a.), auf sie konzentrierte sich das philologische Interesse seit dem 19. Jahrhundert. Prosatexte aus den kirchlichen, rechtlichen und geschäftlichen Lebensbereichen fanden hingegen zunächst kaum Beachtung, obwohl Vorgänge aus diesen Bereichen im 13. Jahrhundert zunehmend in deutscher Sprache erfasst und schriftlich überliefert wurden. Dazu gehören auch die Urkunden.

Die Urkundensammlung von Friedrich Wilhelm

Als Textsorte sind Urkunden durch bestimmte Formulareile gekennzeichnet, ohne dass sie dadurch eine stereotype Erscheinungsform erhalten, denn Variation sorgt durchgängig für Abwandlungen; durch Besiegelung besitzen die Urkunden rechtliche Verbindlichkeit. Die Datierung lässt die Entstehung der Aufzeichnungen genau erkennen, was bei Handschriften literarischer Texte selten der Fall ist, auch die Lokalisierung ist in der Regel möglich. Der Umfang der Urkunden reicht von wenigen Zeilen bis zu einem oder mehreren Pergamentblättern, entsprechend den unterschiedlich dokumentierten Inhalten. Es

handelt sich um königliche Friedensordnungen, Stadtrechte, Gerichtsurteile und Schlichtungen von Streitigkeiten, Kauf- und Tauschverträge u. v. a. Der beteiligte Personenkreis ist sehr vielfältig: Fürsten, kirchliche und städtische Institutionen, Bürger und Bauern, Geistliche und Laien gehören dazu. Auf diese Weise betreffen die Urkunden ein breites Spektrum der Gesellschaft und ihrer Lebenspraxis. Dieser Sachverhalt und die damit verbundene Repräsentanz der sprachlichen Dimensionen motivierten Friedrich Wilhelm, den Begründer des „Corpus der altdeutschen Originalurkunden“ besonders zu seiner Sammlung, die Richard Newald, Helmut de Boor und Diether Haacke von 1929 bis 2004 weiterführten. Diese Sammlung bildet die Grundlage des nun erschienenen Wörterbuches der mittelhochdeutschen Urkundensprache. Die Urkunden dokumentieren die Sprache der mittelalterlichen Lebenswirklichkeit, und die schriftlichen Texte stehen mit mündlichen Verhandlungen und Vereinbarungen der Rechtsgeschäfte in Verbindung. Die Urkundensprache ist daher kein rechtssprachliches (juristisches) Fachidiom, das für das Deutsche des 13. Jahrhunderts ohnehin nicht existierte.

War Friedrich Wilhelm in den 1920er und 1930er Jahren wegen seiner Urkundensammlung mit genauer Transkription in Fachkreisen verpönt, hat sich in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts durch einen erweiterten Literaturbegriff, der gebrauchssprachliche Texte einschließt, die Einschätzung geändert. Das führte auch zur positiven Beachtung des WMU in der Fachwelt.

Planung und Ausführung des WMU

Helmut de Boor, der dritte Herausgeber des Quellen-Corpus, plante das zugehörige Wörterbuch und begann neben der Urkundenedition mit den Vorarbeiten, der Verzettelung des gesamten



Wortbestandes. Er erreichte 1973 die Einbeziehung des Wörterbuchs in die Projekte der Kommission für Deutsche Literatur des Mittelalters der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, zu deren Mitgliedern er gehörte. De Boor selbst entwarf probeweise erste Wörterbuchartikel. Vor allem veranlasste er, dass der gesamte Wortbestand des Urkundencorpus berücksichtigt wird. Nach seinem Tod 1976 legten Bettina Kirschstein und Ursula Schulze das endgültige Konzept des WMU fest.

Die Artikel sind viergliedrig strukturiert: Sie bestehen 1. aus einem Kopfteil mit Stichwort und Belegzahlangabe, 2. aus dem Teil A, der die Schreibweise und den Formenbestand der Wörter aufzeigt und sprachgeographisch zuordnet, 3. aus dem Teil B, der die Bedeutungen der Wörter beschreibt, syntaktische Gegebenheiten und Verwendungsbedingungen erläutert und belegt, sowie 4. aus einem Verweisteil. Die Erscheinungsform der Stichwörter ist an dem „Mittelhochdeutschen Handwörterbuch“ von Matthias Lexer orientiert, soweit solche vorhanden sind, sonst erhalten die Wörter einen Asterisk, so dass der Zuwachs an bisher nicht lexikalisierten Wörtern und auch an nicht erfassten Bedeutungen leicht zu erkennen ist.

Das Personal der in Berlin an der Freien Universität angesiedelten Arbeitsstelle des WMU (dort waren Helmut de Boor, Bettina Kirschstein und Ursula Schulze als Hochschullehrer tätig) bestand aus zwei wissenschaftlichen Mitarbeitern, die die Wörterbuchartikel im Zusammenwirken mit den beiden Herausgeberinnen erarbeiteten. Dazu kam die Unterstützung durch zwei, zeit-

weise drei wissenschaftliche und studentische Hilfskräfte. Die Personen wechselten im Laufe der Jahre. Sibylle Ohly war während der gesamten Publikationszeit als Mitarbeiterin tätig – eine stützende Säule des Werkes. Bis zum Jahr 2000 stand Peter Schmitt an ihrer Seite, danach Nicole Spengler, dann Daniela Schmidt. Als langjährige Korrektorin wirkte von 1990 bis zum Schluss Irmtraud Just, seit 2004 unterstützt durch Theodor Schmidt. Auch die Tätigkeit von Jessica Mroß und Monika Costard ist zu erwähnen.

Im Zuge der Artikelherstellung und bei den vielfältig auftretenden Fragen, welche die Lemmatisierung, die Bedeutungsbeschreibung, die Feinstrukturierung der Artikel und die Belegauswahl betrafen, musste das anfänglich erarbeitete Artikelkonzept kontinuierlich zur Geltung gebracht und überprüft werden. Die Fertigstellung und Qualität des WMU ist dem Zusammenwirken vieler Kräfte zu verdanken, getragen von der Förderung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, insbesondere von dem Interesse und Verständnis der Kommissionsvorsitzenden Hans Fromm und Jan-Dirk Müller, und der Finanzierung im Akademienprogramm.

Vielfältige Informationen zum mittelalterlichen Deutsch

Das Lexikon umfasst 9.427 Stichwörter von *abbet* bis *zweifelerde*. Von diesen sind 1.608 in anderen Wörterbüchern der mittelhochdeutschen Sprache noch nicht erfasst. Es handelt sich um Vertreter aller Wortarten, darunter viele Komposita und Wortbildungsvarianten. Die an sich bekannte Tatsache der Vielfalt von Wortformen im mittelalterlichen Deutsch, die zum Neuhochdeutschen hin einem Selektionsprozess unterliegen, wird im Blick auf das WMU besonders deutlich. In den Urkunden wird keine rechtliche Sondersprache benutzt, sondern ein auch sonst – etwa in Dichtungen – vorkommender Wortschatz erhält zusätzliche Bedeutungsaspekte, die z. T. in der Wortgeschichte weiterleben. Auch die syntaktische Gestaltung der Urkunden bringt wichtige Erkenntnisse.

Die Informationsvielfalt des WMU zu entdecken und damit weiterzuarbeiten, ist ein Angebot für künftige Benutzer aus verschiedenen Fachgebieten, für Sprachwissenschaftler, Historiker, Rechtshistoriker u. a. Die vorgesehene Retrodigitalisierung des WMU und die Aufnahme in den Verbund digitalisierter historischer Wörterbücher werden die Nutzungsmöglichkeiten erleichtern und erweitern.

DIE AUTORIN

Prof. Dr. Ursula Schulze war bis zu ihrer Entpflichtung am Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften der FU Berlin tätig und leitete die dort ansässige Arbeitsstelle der Bayerischen Akademie der Wissenschaften für das Wörterbuch der mittelhochdeutschen Urkundensprache.

Fremde und vertraute Bilder

Griechische Vasenbilder als Medium des Kulturtransfers in der antiken Mittelmeerwelt: eine Tagung des Corpus Vasorum Antiquorum (CVA).

VON STEFAN SCHMIDT

WER HEUTZUTAGE eine Reise in die USA unternimmt, dem kommen die Lebensstile und die alltäglichen Abläufe dort kaum fremd vor. Nicht zuletzt durch unzählige Hollywoodfilme, Fernsehproduktionen und Werbebilder ist uns die nordamerikanische Kultur recht vertraut. Mehr noch, unsere eigene Kultur hat sich unter dem Einfluss amerikanischer Moden, Denkweisen und Werte verändert. Es ist immer heikel, moderne Verhältnisse mit historischen Situationen zu vergleichen, doch kann der Hinweis auf die amerikanischen Bilder, deren Wirkung wir selbst erleben, die Fragestellung verdeutlichen, die im September 2010 im Fokus einer internationalen Tagung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften stand. Forscher aus zwölf Nationen setzten sich mit der Rolle auseinander, die Bilder auf griechischer Keramik in kulturellen Transferprozessen in der antiken Mittelmeerwelt gespielt haben.

griechischer Mythen und Bildern, in denen die athenische Lebenswelt geschildert wurde. Das unterscheidet die griechische Keramik etwa vom chinesischen Porzellan mit seinen standardisierten Verzierungen.

Die latent im Raum stehende Frage, wie denn die vielen Kunden der korinthischen und athenischen Vasenmaler, Griechen wie Nichtgriechen, die Bilder auf den Gefäßen rezipiert haben, stand bei der Münchner Tagung erstmals im Zentrum der Diskussion. War für die Käufer lediglich die kunstvolle Verzierung wichtig, ohne dass sie genauer verstanden, was dargestellt wurde? Oder hatten sie ein besonderes Interesse an den griechischen Bildergeschichten und fragten diese direkt nach? Noch weiter gefasst: Übernahmen sie mit den Bildern auch kulturelle Eigenarten, Vorstellungen oder Wertsysteme der Produzenten?

Hinweis

Die Vorträge der Tagung werden 2011 als Beiheft zum CVA publiziert.

Griechische Keramik – ein beliebtes Handelsgut

Bemalte griechische Keramik war vor allem zwischen etwa 700 und 300 v. Chr. ein beliebtes Handelsgut und wurde in großen Mengen im Mittelmeerraum und darüber hinaus verbreitet. Zunächst in Korinth und später vor allem in Athen entstanden regelrechte Industrien für feinkeramische Gefäße. Die Dekorationen bestanden dabei oft aus anspruchsvollen Darstellungen

Mythen, Amazonen und der Weingott Dionysos

Es ist klar, dass sich solche Fragen nicht pauschal beantworten lassen. Daher behandelte die Tagung ganz unterschiedliche Aspekte „wandernder Bilder“ in verschiedenen Regionen des Mittelmeers: vom Umgang mit attischer Keramik im direkt benachbarten Bötien oder in Makedonien über den Import in den griechischen Kolonien in Süditalien oder am Schwarzen Meer bis zur Aufnahme der Vasenbilder in den Gebieten der Etrusker, Iberer oder der Hallstattkultur. Trotz aller Unterschiedlichkeit der Phänomene im Einzelnen blieben in einigen Punkten die Methoden und Beobachtungen doch auffallend ähnlich. Die grundsätzliche Frage, ob den Käufern der griechischen Keramik die Gefäße oder die Bilder wichtiger waren, erwies sich häufig als zu pointiert. Dass die Bilder nicht nur Dekorationen waren, sondern sehr genau zur Kenntnis genommen wurden, lässt sich immer wieder an einer auffallenden Auswahl

Die Tänze der weinseligen Satyrn auf der griechischen Vase nimmt sich der etruskische Zeichner zum Vorbild. Grabgemälde aus der Tomba dei vasi dipinti in Tarquinia, Ende 6. Jh. v. Chr.





feststellen: Nicht jedes Bild wurde gekauft. Im archaischen Makedonien etwa fehlen die Bilder von Mythen weitgehend, in Böotien überwiegen die Darstellungen des Weingottes Dionysos und seines Umfeldes, und im nördlichen Schwarzmeerraum waren im 4. Jh. v. Chr. Bilder mit fremdländisch gekleideten Amazonen und Greifen besonders beliebt. Einen weiteren Zugang zur Bewertung der Vasenbilder durch die außergriechischen Käufer eröffnen die lokalen Keramikproduktionen. An vielen Orten entstanden Werkstätten, die griechische und besonders athenische Produkte nachahmten.

Dazu kommen nicht wenige nachweisbare Fälle von attischen Vasenmalern, die direkt in die fremden Absatzgebiete auswanderten. Die Bilder auf diesen lokal hergestellten Gefäßen lassen sich als Referenzrepertoire für die Vorlieben der jeweiligen Abnehmer nutzen. Sie zeigen ungefiltert, welche Bilder die Makedonen, Italiker oder Etrusker interessierten.

Ein Sonderfall: Etrurien

Manche Gemeinsamkeiten können über die sehr unterschiedlichen Bedingungen in den verschiedenen Gebieten nicht hinwegtäuschen. Etrurien ist solch ein besonderer Fall. Die Etrusker waren im 6. und 5. Jh. v. Chr. die besten Kunden des athenischen Kerameikos. Schiffsladungsweise wurden riesige Mengen der qualitativsten attischen Keramik nach Etrurien gebracht. Angesichts der großen Zahl fällt eine Antwort auf die Frage nach einer speziellen Auswahl der Bilder nicht leicht. Auf den ersten Blick scheinen die Etrusker alles gekauft zu haben. Ein verlässliches Ergebnis wird zudem durch ein Überlieferungsproblem erschwert: Die weitaus überwiegende Zahl aller erhaltenen griechischen Vasen stammt aus etruskischen und italischen Kontexten, zumeist aus den Gräbern. Daher ist das, was wir heute in unseren Museen sehen und statistisch erfassen können, vielfach bereits die Auswahl der italischen Kundschaft. Die Verwendung von bemalter Keramik in Athen selbst lässt sich dagegen nur lückenhaft überblicken. Die Darstellungen auf etruskischer Keramik, den Rückseiten von Bronzespiegeln und in den Gräbern machen gleichwohl klar, dass die griechischen Mythen und Bilder überall präsent und ein integraler Bestandteil der etruskischen Kultur

waren. In Detailstudien zu den unterschiedlichen Verwendungen und ikonographischen Abweichungen lassen sich jedoch spezielle etruskische Lesarten herausarbeiten. So konnte ein Beitrag der Tagung zeigen, dass etwa die Amazonen nicht wie in Griechenland mit fremdländischer Gefahr gleichgesetzt, sondern als Paradigma für Tapferkeit verwendet wurden.

Gerade die enge Verflechtung zwischen etruskischer Kundschaft und athenischer Keramikproduktion macht auch deutlich, dass der Transfer kultureller Eigenarten keine Einbahnstraße war. Zumindest die Hersteller der Gefäße machten sich Gedanken über die etruskischen Vorstellungen. Nicht nur, dass sie manche Gefäßformen aus der etruskischen Keramik übernahmen, um ihre Produkte gezielter verkaufen zu können. Auch bei den Bildern versuchten sie von Fall zu Fall, Etruskisches zu berücksichtigen. Ein ungewöhnliches Beispiel sind einige Gefäße, auf denen Athleten in Lendenschurzen Sport treiben. Die Malerwerkstatt hatte sich an der etruskischen Sitte orientiert, obwohl die Etrusker offenbar gar keinen Anstoß an den nackten griechischen Sportlern auf den gängigen Bildern nahmen. Umsetzungen von etruskischen Eigenarten lassen sich auch an den Bildern von Frauen beim Weinfest vor einem Kultbild des Dionysos erkennen. Die Gefäße, die ausschließlich für den Export nach Italien gefertigt wurden, zeigen die in Etrurien übliche weibliche Beteiligung am ausschweifenden Weingenuss – allerdings so, wie athenische Maler sie sich vorstellten, die nie dabei gewesen waren.

Greifbare Wirkungen der griechischen Bilder

Trotz solcher Fälle bleiben die vielen Bilder auf den Gefäßen immer Produkte griechischer Imagination. Sie haben – und dies ist eines der wichtigsten Ergebnisse der Tagung – in vielen Regionen eine deutlich greifbare Wirkung entfaltet. Wo sie nicht selbst Auslöser für manche Übernahmen waren, haben sie doch zumindest die Bereitschaft erheblich gesteigert, sich von griechischen Lebensstilen und Verhaltensweisen beeinflussen zu lassen. Deutlich wurde durch die Detailbeobachtungen aber auch, dass die Austauschprozesse weit komplexer verliefen, als bisher angenommen. Um sie zu verstehen, sind viele Einzeluntersuchungen zu den Handelswegen, den Verwendungskontexten und den Inspirationsquellen der Maler notwendig. Die methodischen Möglichkeiten dafür hat die Münchner Tagung exemplarisch ausgelotet.

Auf dem Stamnos, einem dickbauchigen Vorratsgefäß mit Henkeln, schöpfen Frauen den Wein aus den gleichen Gefäßen. Das Bild und die Gefäßform wurden von athenischen Handwerkern speziell für den Export nach Etrurien gestaltet. Attischer Stamnos um 450 v. Chr.

DER AUTOR

Prof. Dr. Stefan Schmidt ist seit 2006 Redaktor der Kommission für das Corpus Vasorum Antiquorum an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und hat die o. g. Tagung organisiert. Seit 2008 ist er zudem apl. Professor für Klassische Archäologie an der Universität Augsburg.

Von Bayern nach Italien

Transalpiner Transfer in der Frühen Neuzeit: ein Symposium der Kommission für bayerische Landesgeschichte zeigte, wie stark Bayern und Italien miteinander verbunden waren.

VON CLAUDIA SCHWAAB

VOR GROSSEM PUBLIKUM kam Ende Februar 2010 bei dem zweitägigen Symposium ein bislang eher selten behandeltes Thema zur Sprache: die Präsenz der Bayern in Italien, ihre Spuren und Einflüsse auf das Land südlich der Alpen. Den Eröffnungsvortrag hielt Karl Otmar von Aretin: Er gab einen Überblick über die politischen und dynastischen Beziehungen Bayerns zu Italien in der Frühen Neuzeit. Im Folgenden sollen einige Beispiele den Facettenreichtum der Tagung beleuchten.

Wo beginnt eigentlich Italien?

Reinhard Stauber befasste sich mit dem geographischen Grenzraum, den Reisende auf dem Weg in den Süden durchschritten. Die spannende Frage, wo Italien eigentlich beginnt, fand im Verlauf der Jahrhunderte unterschiedliche Antworten. Von antiken Schriften beeinflusst, galt zunächst der Alpenhauptkamm als grenzbildend. Im Denken der Renaissance, etwa bei Enea Silvio (Piccolomini), dem späteren Papst Pius II., verschob sich die Grenze hingegen nach Süden, denn als bestimmend für die Zuordnung zu Italien oder dem bayerisch-österreichischen Kulturraum sahen die Humanisten die in der Bevölkerung gebräuchliche Sprache an. Die Sprachgrenze verlief traditionell am unteren Flusslauf des Avisio ca. 10 km nördlich von Trient. Wie vage das Wissen der meisten Reisenden aus dem Norden über den Grenzraum war, belegen etwa die Äußerungen von Michel de Montaigne, der außerordentlich über die Ausdehnung des zwischen Bayern und Italien liegenden Landes Tirol staunte – er konnte es kaum fassen, eine ganze Woche auf Tiroler Boden unterwegs gewesen zu sein.

Kostspielige Prinzenreisen

Mit der Fürstenreise nach Italien beschäftigten sich Alois Schmid, 1. Vorsitzender der Kommission, der die Italienfahrt des Kurprinzen Maxi-

milian von 1593 behandelte, und Peter Claus Hartmann, der jene des jungen Karl Albrecht von 1713/14 vorstellte. Beide stützten sich auf die Aufzeichnungen aus dem Kreis der Mitglieder der Reisegesellschaft. Obgleich beide Reisen Rom zum Ziel hatten und mit Venedig, Florenz, der Wallfahrt Loreto an der Adriaküste und Neapel zum Teil die gleichen Stationen aufgesucht wurden, so unterscheiden sie sich doch letztendlich in ihrer Motivation und Zielsetzung. War es bei Karl Albrecht die typische Kavaliertour, angetan, dem jungen Prinzen „die große Welt“ zu zeigen und ihn in diese einzuführen, Kontakte mit ausländischen Fürstenhöfen zu pflegen oder auch neu zu



ABB.: BAYERISCHE STAATSGEMÄLDESAMMLUNGEN 1052/6

knüpfen und Verwandte aufzusuchen, so verfolgte der bayerische Hof mit der Reise Maximilians zweifellos auch sehr konkrete kirchenpolitische Absichten und Ziele: Mit dem Besuch bei Papst Clemens VIII. sollte sich Maximilian nicht nur als künftiger Herrscher des streng und unbeirrt am katholischen Glauben festhaltenden Herzogtums Bayern vorstellen, sondern vielmehr den Papst auch gewinnen für dem Haus Wittelsbach opportune Entscheidungen hinsichtlich der Vergabe demnächst vakanter Kirchenposten – traditionell eine erstrebte Versorgung für die nachgeborenen Söhne von Dynastien. In dieser Hinsicht war Maximilian zumindest langfristig auch durchaus erfolgreich.

Peregrinatio academica

Rainald Becker lotete in seinem Vortrag „Peregrinatio academica. Bayerische Studenten in Italien im Zeitalter des Humanismus“ das gesamte Spektrum dieses Phänomens aus. Dem Studenten ging es nicht allein um die causa studendi, um den Erwerb von Bildung und Gelehrsamkeit nahe am italienischen Gelehrtenkosmos, vielmehr hatte der Aufenthalt im Ausland auch spirituell-geistige Dimensionen. Das Fremdsein

in der Welt, die peregrinatio, also die Pilgerschaft, wurde als Grunddimension des Christlichen, der Gang durch die Welt als Weg zum Göttlichen aufgefasst. Italien mit seinen zentralen Stätten der Christenheit versprach in besonderem Maß intellektuelle wie spirituelle Erkenntnis. Früh wurden im bayerischen Späthumanismus auch Theorien zur Apodemik, der Methodik und Kunst des akademischen Reisens, entwickelt: Zu einem der frühesten Vertreter des reisewissenschaftlichen Genres wurde Hilarius Pyrckmair, weitgereister Jurist und langjähriger Rat Herzog Wilhelms V., mit seinem 1577 in Ingolstadt herausgegebenen „Commentariolus de arte apodemica seu

vera peregrinandi ratione“, einem auf 77 Seiten in leicht lesbarem Humanistenlatein verfassten Reisehandbuch, das Ratschläge aller Art gab und die Funktion der memoria mit der akademischen amicitia verband. Am Beispiel dreier zentraler Personengruppen im bayerischen Herzogtum – den bayerischen Bischöfen, den Ingolstädter Professoren sowie den landesfürstlichen Räten – beleuchtete Becker am konkreten Zahlenmaterial auch die beträchtliche Präsenz bayerischer Studenten an italienischen Universitäten. Gerade für die Bildungskarrieren des bayerischen Episkopats besaßen die italienischen Universitäten – hier vor allem Bologna, Padua, Rom und Siena – herausragende Bedeutung: Zwischen 1448 und 1648 hatte mehr als die Hälfte der Bischöfe in Italien studiert.

Beispiele wirtschaftlicher Verflechtungen

Die Bozener Messen als „Drehscheibe der transalpinen Wirtschaftsbeziehungen im 17. und 18. Jahrhundert“ beschäftigten Markus A. Denzel. Er skizzierte die historische Entwicklung der bereits seit dem 13. Jahrhundert belegten Bozener Messen und untersuchte deren dreifache Bedeutung als wichtigster transalpiner Handelsplatz, bedeutendes Zentrum im internationalen Zahlungsverkehr und als Ort der Vermittlung von Innovationen im Handel und im bargeldlosen Zahlungsverkehr. Serena Luzzi befasste sich mit dem lange Zeit konstant hohen Bevölkerungsanteil von Süddeutschen bzw. Bayern in Trient. Ursächlich für den besonders im 15. Jahrhundert starken Zustrom aus dem Norden waren die seit dem 13. Jahrhundert belegten Bergwerksaktivitäten in der Umgebung von Trient. Handwerker, Händler und Wirte kamen im Gefolge der Bergarbeiter, der Hauer, die bereits 1242 in Trient ein Spital und 1278 die sog. Hauerbruderschaft gegründet hatten.

Bayerische Kunstmaler in Italien

Die Kunsthistorikerin Lucia Longo-Endres stellte bayerische Kunstmaler vor, die Italien nicht nur kurzzeitig zu Lehr- und Studienzwecken aufsuchten, sondern sich hier dauerhaft niederließen. War bei den meisten zwar die Ewige Stadt als Ausbildungsort begehrt, so ließ man sich nach römischen Lehrjahren doch lieber weiter nördlich, in Oberitalien, Venedig und dem Veneto, nieder. Hans Rottenhammer etwa ehelichte eine Venezianerin und arbeitete von 1595 bis 1606 erfolgreich in der eigenen Werkstatt in der Lagunenstadt. Zu noch größerem Ruhm brachte es Johann Carl Loth: Wie sein Vater Ulrich in Rom ausgebildet, wurde er in Venedig mit einer Werkstatt ansässig, die zum renommierten Aus-



Antonio Triva, Erbprinz Maximilian von Bayern bei Papst Clemens VIII.

Erasmus Antonius Obermüller,
„Der Sommer (Mai bis Juni)“.

bildungszentrum für deutschsprachige Künstler aus dem süddeutsch-österreichischen Raum wurde. Überhäuft von Aufträgen, hinterließ Carlo Lotti oder auch Carlotto, wie sein italienisierter Name lautete, in der Kirchenlandschaft Venedigs weithin Spuren. Nicht minder glücklich verlief die Künstlerkarriere des Joseph Heintz in der Lagunenstadt, wo er von 1625 bis zu seinem Tod 1678 wirkte. Berühmt wurden insbesondere seine Veduten von Venedig, die im 18. Jahrhundert auch noch Canaletto beeinflussten.

Johann Kasimir Freiherr von
Häffelin (1737–1827).



Weiterer Erforschung dagegen harrt das künstlerische Œuvre von Carlo Sandtner und Erasmus Antonius Obermüller, die beide in Oberitalien tätig waren. Vor allem Biographie und Werk des als Sohn eines Münchner Malers bezeugten und seit etwa 1615 in Mantua ansässigen Sandtner liegen noch im Dunkeln. 1630 verlieren sich seine Spuren in den Wirren des Mantuanischen Erbfolgekriegs. Obermüller, 1667 in München geboren, verlagerte seinen Lebensmittelpunkt spätestens 1691 dauerhaft nach Trient, wo er 1710 auch starb. Neben sakralen Werken für Kirchen in Trient und das deutsche Spital der Hauer-Bruderschaft schuf er auch einen heiteren Freskenzyklus für die Villa eines Patriziers in Vattaro bei Trient. Seine allegorischen Darstellungen der Jahreszeiten mit den Tierkreiszeichen, bei denen er auf Motive von Joachim von Sandrart zurückgriff, lieferten zweifellos einen wichtigen Beitrag zur Verbreitung der „pittura di genere“ im Trentino, einer genrehaften Malerei mit lebensfrohen Szenen voll erwachsener Kraft.



Violante Beatrix von Bayern
(1673–1731).

Margit Ksoll-Marcon nahm die Heirat der Wittelsbacherin Violante Beatrix in Augenschein und vermittelte detaillierte Aufschlüsse über das Zustandekommen politisch motivierter dynastischer Zweckehebündnisse. Darüber hinaus zeichnete sie ein berührendes Lebensbild dieser bayerischen Prinzessin und jüngsten Schwester des Kurfürsten Max Emanuel, das als geradezu typisches Frauenschicksal auf der Ebene des Dynastensadels zu werten ist. Zwar keiner unmittelbaren materiellen Not unterworfen, war das Leben einer weiblichen Angehörigen des



Hoch- und Dynastensadels von Anfang an fremdbestimmt – alles drehte sich um die günstigste eheliche Verbindung. Nach monatelangen und für die Braut mitunter entwürdigenden Verhandlungen wurde die ihrem Stand entsprechend wohl erzogene und mit guter Bildung versehene 15-jährige Prinzessin am 21. November 1688 in München in Prokuration, also in Stellvertretung durch Friedrich Wilhelm von der Pfalz, an Ferdinand, den Erbprinzen von Toskana, verheiratet. In der neuen Heimat Florenz angekommen, war Violante Beatrix sehr schnell mit den harten Realitäten ihrer Ehe konfrontiert. Vom Ehemann – einem notorischen Frauenverführer – ungeliebt, sah sie sich fortwährend betrogen und der Einsamkeit anheimgegeben. Ihre Kinderlosigkeit verschärfte ihre prekäre Situation noch mehr – die bayerische Prinzessin fügte sich jedoch mit großem Pflichtbewusstsein in ihre Rolle und verschuf sich bei der Bevölkerung ihrer neuen Heimat durch soziales Engagement große Anerkennung.

Das Münchener Antiquarium

Martin Ott setzte das berühmte Münchener Bauwerk in den großen Kontext der Geistesgeschichte der Renaissance. Zweifelsohne in seiner architektonischen Formensprache maßgeblich beeinflusst von der Renaissancearchitektur Italiens, wurde das Antiquarium doch seinerseits für den Süden vorbildhaft in seiner Zweckbestim-



mung als repräsentatives Bauwerk, in dem der Fürst seine Sammlungen präsentieren konnte. Wie Ott darlegte, erscheint etwa die Galerie im toskanischen Sabbioneta in ihrer Konzeption beeinflusst vom Münchener Antiquarium, ebenso der Herzogspalast von Mantua und sogar die Gemäldegalerie der Uffizien in Florenz. Die Forschung erkennt immer deutlicher, dass die engmaschigen und dichten Netzwerke des Humanismus ursächlich für den gegenseitigen Austausch und die Befruchtung nicht zuletzt

auf dem Gebiet der repräsentativen Präsentation von Kunstsammlungen waren.

Als Sträfling auf venezianischen Galeeren

„Zwangsarbeit als Strafe und Gnade. Bayerische Straftäter auf der Ruderbank venezianischer Galeeren“, so lautete der Vortragstitel des Rechtshistorikers Hans Schlosser. Eingang in die bayerische Rechtssprechung fand diese Strafart seit 1550 als Resultat eines durch den Humanismus angestoßenen Wandels im Strafrechtsdenken. Mit der in der Regel als Gnade verhängten Arbeitsstrafe, bei der der Sühnedanken von zentraler Bedeutung war, ersetzte man die sinnlose und inhumane Todesstrafe. Gerade in seiner letzten Blüte in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde der Galeerendienst zur zentralen Strafe bei der Bekämpfung der überhandnehmenden Bandenkriminalität.

Zwischen Kirchenpolitik und Kunst

Den fesselnden Lebensweg des Johann Kasimir von Häffelins zeichnete Franz Xaver Bischof nach. Ein zweijähriger Arbeitsaufenthalt 1767/68 an der vatikanischen Bibliothek begründete jene engen Verbindungen zum Hl. Stuhl, auf die der junge Priester lebenslang zurückgreifen konnte. Häffelins, der seine steile Karriere bereits 1763 als Hofkaplan noch am Mannheimer Hof Karl Theodors begonnen hatte, wurde zu einem der wichtigsten Berater des Kurfürsten in Kirchenfragen und bestimmte bis 1790 dessen kirchenpolitischen Kurs, der gegen die episkopalistische

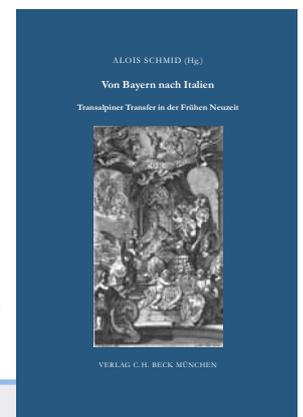
Reichskirchenpolitik gerichtet war und ein bayerisches Staatskirchentum unter Einbindung der Kurie zu etablieren suchte. Insbesondere die Einrichtung einer päpstlichen Nuntiatur in München 1784/85 ist als Werk Häffelins zu bewerten. Ab 1790 aufgrund seiner Mitgliedschaft im Illuminatenorden zunächst politisch kaltgestellt, verstand er es aber, sich nach 1799 erneut in Erinnerung zu bringen. Er reüssierte unter Kurfürst Max IV. Joseph zunächst als Münchener Oberbibliothekar und wurde schließlich 1803 von Montgelas zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister nach Rom berufen mit dem Auftrag, den Papst für ein bayerisches Sonderkonkordat zu gewinnen und beim Heiligen Stuhl alle von Bayern abgelehnten reichsrechtlichen Regelungen der Kirchenfrage im Sinne des Fürstprimas Dalberg zu hintertreiben. Zwar scheiterten Häffelins Bemühungen um ein bayerisches Sonderkonkordat, doch war er höchst erfolgreich im Schüren des päpstlichen Misstrauens gegen den episkopalistisch-febronianischer Umtriebe verdächtigten Fürstprimas Dalberg. Nicht minder erfolgreich betätigte sich der kunstsinnige und kunstverständige Häffelin als Agent für den jungen Kronprinzen Ludwig I. Der Erwerb des Barberinischen Faun, noch heute eines der Glanzstücke der Glyptothek, geht z. B. auf ihn zurück.

Tod in Italien: der Campo Santo

Der abschließende Vortrag von Erwin Gatz galt dem „Tod in Italien. Bayern auf dem Campo Santo Teutonico in Rom.“ Ausgesprochen privilegiert situiert direkt neben St. Peter im Vatikan, besteht der von hohen Mauern umschlossene Campo Santo aus einem Friedhof mit zugehöriger Kirche S. Maria della Pietà und dem Gebäudekomplex des Priesterkollegs für deutsche Studenten. Eigentümerin und Sachwalterin des Campo Santo ist noch heute die Allerseelen-Bruderschaft, die sich, gegründet 1454 unter der Führung eines deutschen Beichtvaters von St. Peter, Johannes Golderer, insbesondere der Pflege des christlichen Totengedenkens sowie der Unterstützung hilfsbedürftiger Mitglieder und Pilger verschrieben hatte.

DIE AUTORIN

Dr. Claudia Schwaab M. A. ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.



Literatur

Der Tagungsband ist soeben bei C.H. Beck erschienen:

Alois Schmid (Hrsg.), Von Bayern nach Italien. Transalpiner Transfer in der Frühen Neuzeit (Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte, Beiheft 38), München 2010, 316 S., ISBN 978-3-406-10679-8.

Das Wohnhaus des Oberjustizrats E. F. von Georgii in der Stuttgarter Büchsenstraße. Der Gartensaal wurde zum Treffpunkt für „philosophische Gespräche“.



Im Jahr 1810 hielt der Philosoph F. W. J. Schelling in Stuttgart auf Einladung des Oberjustizrats E. F. von Georgii Privatvorlesungen in dessen Haus. An diese Zusammenreffen, bei denen sich die Stuttgarter Elite versammelte, wurde 2010 gleich mehrmals erinnert.

VON VICKI MÜLLER-LÜNESCHLOSS

EINSAMKEIT UND KRÄNKLICHKEIT veranlassten den in Leonberg geborenen Philosophen Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775–1854) im Winter 1809/10 dazu, seine Wahlheimat München, in der er das Amt des Generalsekretärs der Akademie der bildenden Künste bekleidete, für einige Monate zu verlassen, um in das vertraute Stuttgart zurückzukehren, wo er die Gesellschaft alter Freunde und Verwandten erwarten konnte. Die bayerische Regierung gewährte ihm einen viermonatigen Sonderurlaub, der schließlich um weitere vier Monate verlängert wurde.

Anmerkung

Der Beitrag erschien in der „Schwäbischen Heimat“ 3/2010 und wurde für „Akademie Aktuell“ leicht überarbeitet.

Überraschender Tod seiner Ehefrau Caroline

Der Grund für das Unwohlsein des Philosophen lag in dem Verlust seiner Ehefrau Caroline, die im Spätsommer 1809 auf der Rückkehr von einem mehrtägigen Ausflug im Haus von Schellings Eltern in

Maulbronn plötzlich verstorben war. Caroline Michaelis-Böhmer (1763–1809), zwölf Lebensjahre älter als Schelling, die mit August Wilhelm Schlegel (1767–1845) verheiratet war, lernte Schelling 1798 im Jenaer Kreis der Frühromantiker kennen, wo er – 23-jährig soeben als Professor nach Jena berufen – zur täglichen Tischgesellschaft der Schlegels gehörte.

Es kam zum Bruch zwischen den Eheleuten, 1803 folgte die Scheidung. Nur einen Monat später heiratete Caroline nach großen Gewissenskonflikten Schelling. Auf die Professur in Jena folgte Schellings Berufung nach Würzburg. Das angespannte Verhältnis zwischen den Eheleuten Schelling und den anderen Professorenfamilien, Gelehrtenstreite und schließlich das vom Würzburger Bischof ausgesprochene Verbot für alle

Katholiken, Schellings Vorlesungen zu besuchen, ließen das neue Domizil jedoch bald unerträglich werden. Als Würzburg 1806 aus dem Kurfürstentum Bayern ausgegliedert wurde, setzten beide ihre Hoffnungen auf München. Schelling wurde noch im selben Jahr Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und genoss das Ansehen des Kronprinzen und des Königs. Im Jahr darauf folgte die Ernennung zum Generalsekretär der Akademie der bildenden Künste.

Urlaub in der schwäbischen Heimat

Am 20. Januar 1810 verließ Schelling die Münchner Wohnung, die er gemeinsam mit Caroline bewohnt hatte, um sich in seine Heimat zu begeben, wo er auf Genesung und Ablenkung hoffte. Kurz vor seiner Abreise schrieb er an Karl Joseph Hieronymus Windischmann (1775–1839): „Ich habe gefühlt, daß ich hier nicht gesund werden kann, und gehe nun mit einem neuen viermonatlichen Urlaub vorerst nach Stuttgart, wo wenigstens die Natur und dem größten Theile nach auch die Menschen anders und menschlicher sind, denn hier. In München könnte man wirklich versauern oder versteinern.“

Als Schelling in Stuttgart eintraf, war ihm sein Ruf bereits vorausgeeilt. Die Nachricht über die Heimkehr des mittlerweile deutschlandweit bekannten Philosophen hatte in Tübingen und Stuttgart das Gerücht verbreitet, Schelling käme dauerhaft zurück nach Württemberg. Besorgt schrieb daher der Mediziner Karl Eberhard Schelling (1783–1854) am 5. Januar 1810 an seinen Bruder: „Unter den Leuten hier herrscht nun schon auch die Sage, du werdest hier angestellt, du kommest deßwegen wieder hirher. Ich schreibe dir dieses nur, damit du, wenn du es für richtig hältst, in München noch selbst die Sache widerlegen kannst, da es nicht unmöglich wäre, daß das Gerücht auch bis dorthin dränge.“

Ein Justizbeamter wünscht „Einführung in die Philosophie“

Schelling war zum Stadtgespräch geworden. Sein Bekanntheitsgrad war groß, schließlich hatte er in jungen Jahren bereits Karriere gemacht, sein philosophisches System war jedoch nur in akademischen Kreisen bekannt. Aus diesem Grund bat ihn der Oberjustizrat Eberhard Friedrich von Georgii (1757–1830) um eine Einführung in seine Philosophie. Georgii lud noch weitere

Freunde ein: So entstand ein Kreis von elf Personen, der sich jeden Mittwochabend gegen 17 Uhr im Gartensaal des Georgiischen Wohnhauses in der Büchsenstraße 50 des Hospitalviertels versammeln wollte, um gemeinsam zu diskutieren. Denn nicht als Lehrvorträge hatte Schelling diese Zusammentreffen gedacht, sondern als „Unterredungen“ und „Gespräch“, als einen persönlichen Gedankenaustausch, wie er am 12. Februar 1810 an Georgii schrieb.

Jede Sitzung leitete Schelling mit einem Vortrag ein, der eine bestimmte These enthielt, welche im Anschluss diskutiert wurde. Dass es sich bei Schellings Hörern um ein Publikum handelte, das mit der Philosophie weitestgehend unvertraut war, muss dem Philosophen hierbei entgegengekommen sein. Der Freundeskreis von Georgii versammelte die Stuttgarter Elite seiner Zeit, darunter hohe politische Beamte wie der Präsident der Oberfinanzkammer Karl August Freiherr von Wangenheim (1773–1850), Hofärzte, Studienräte, Bibliothekare und Schriftsteller. Schelling konnte



Das Titelblatt der Mitschrift von Schellings Vorträgen von der Hand des Oberjustizrats E. F. von Georgii.

also mit einer Zuhörerschaft rechnen, die ihm gegenüber unvoreingenommen, vielmehr neugierig war, da sie ein authentisches Interesse hatte. Er fühlte sich nicht der akademischen Kritik ausgesetzt und brauchte nicht mit spitzfindiger Polemik zu rechnen. Dabei sah er sein Denken sehr wohl auf den Prüfstand gestellt, aber so, dass der natürliche Sinn über seine Sache urteilte. Die ungewöhnliche Zusammensetzung seines Publikums forderte Schelling außerdem heraus, sich so klar und deutlich wie möglich auszudrücken.

Gespräche im Gartenhaus Georgiis

Schelling gab dem kurzen Systementwurf, den er eigens für die Zusammentreffen bei Georgii aufgeschrieben hat, den Namen „Naturphilosophisches System“. Dieser Titel, der eigentlich so gar nicht zum Inhalt der Vorlesungen passt, soll auf einen ganz spezifischen Aspekt hinweisen, der Schellings Denken von Anfang an geprägt hat: die Betonung des Natürlichen, Stofflichen, des Realen, das der Philosophie des Deutschen Idealismus, angefangen bei Kant und Fichte, in dessen unmittelbarer Nachfolge Schelling steht, nach Ansicht des Philosophen abhandeln gekommen ist. In seinen *Ideen zu einer Philosophie der Natur* hatte der junge Schelling schon 1797 formuliert: „Die Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur seyn.“

Dieser Satz wird heute gerne herangezogen, um das Denken des Philosophen auf eine kurze Formel zu bringen. Obwohl sich der Denkprozess eines Menschen, der sich ein Leben lang entfaltet, kaum in einem einzigen Satz zusammenfassen lässt, kann man dem obigen Zitat eine wesentliche Grundansicht von Schellings Denken entnehmen. Es ist die gleiche Gewichtung von Natur und Geist, die den Philosophen schließlich zu der Überzeugung ihrer wesentlichen Identität führte. Diese Auffassung bildet die Basis oder aber das „Prinzip“ des Schellingschen Systems, das ansonsten verschiedene Wandlungen durchlaufen hat. In den frühen naturphilosophischen Schriften drückt sich dieses Verhältnis in der „Identität von Natur und Geist“ aus, in dem großen Werk *System des transscendentalen Idealismus* (1800), das zum Leitbild für Hegels *Phänomenologie des Geistes* (1807) wurde, dann als „Identität von Subjekt und Objekt“. In Schellings *Darstellung meines Systems* (1801), die nur ein Jahr nach der Veröffentlichung seines transzendentalphilosophischen Hauptwerks erschien, schließlich als „totale Indifferenz des Subjektiven und Objektiven“, welche ihm als der Standpunkt der „absoluten Vernunft“ galt. Schelling war überzeugt, hier endlich den eigenen Weg gefunden zu haben,

welcher in der Überwindung des Gegensatzes von Natur- und Transzendentalphilosophie bestand. Der Ausgangspunkt des Systems sollte weder das Objektive (Naturphilosophie) noch das Subjektive (Transzendentalphilosophie), sondern eben deren „Indifferenz“ sein, aus welcher im Folgenden dann die Wirklichkeit der natürlichen und der geistigen Welt konstruiert werden konnte. Jene „absolute Vernunft“ war Schelling dabei erstmals Synonym für das „Absolute“ oder „Gott“.

Die Suche nach dem Welt-System

Am 14. Februar 1810 begann Schelling die Vorlesungen im Hause Georgiis mit Erläuterungen zum allgemeinen Charakter seines Systems sowie dessen Prinzip. Der Hausherr selber schrieb alles mit und notierte: „Ein System, welches alles erkennbare umfasst, ist möglich, nur muss es nicht erfunden, sondern es kann nur, als ein an sich, namentlich im göttlichen Verstande, bereits *Vorhandenes*, gefunden werden.“ Schellings System sollte die ganze Wirklichkeit begreifen, jedoch nicht als Aufzählung aller Einzeldinge, was unmöglich wäre. Es sollte vielmehr eine Methode aufzeigen, die dem Hervorbringen der Natur gleichkommt, so dass Schritt für Schritt ein Element aus dem anderen hergeleitet und aufgezeigt werden könne. Ausgangspunkt hierbei ist die „absolute Identität des Realen und

Der Philosoph Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775–1854) auf einem Gemälde von Carl Begas, 1843.

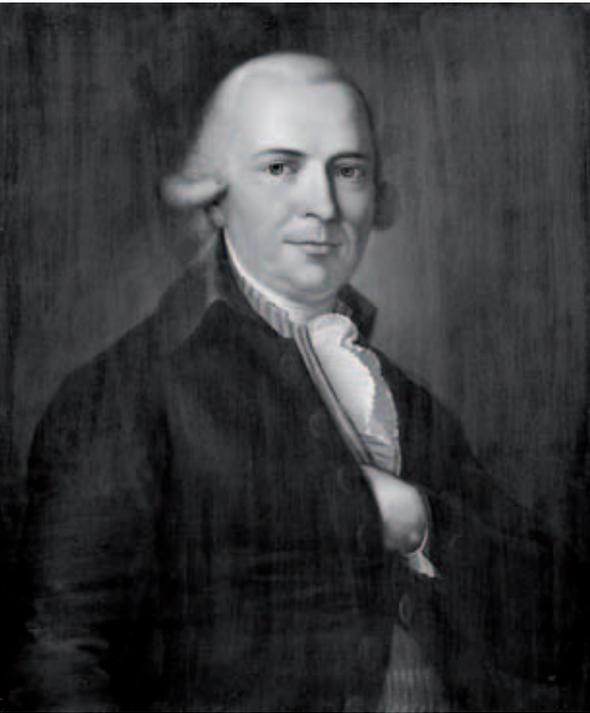


Idealen“, eine Formulierung, die den Zuhörern gleich zu Beginn Schwierigkeiten bereitete. So schrieb Schelling am 18. Februar 1810 erklärend an Georgii: „Ich habe diese Identität in einem mehr populären Ausdruck auch Identität der *Natur- u. Geisterwelt* genannt (ein Ausdruck der hier allerdings nur als *anticipirter* gelten kann).“ Die absolute Identität des Natürlichen und Geis-

können“, sagte Schelling eindringlich zu seinen Hörern, „dann müssen wir ihn eben auch ganz menschlich ansehen, wir müssen annehmen, daß sein Leben die größte Analogie mit dem menschlichen hat, daß in ihm neben dem ewigen Seyn auch ein ewiges Werden ist, daß er mit Einem Wort alles mit dem Menschen gemein hat, ausgenommen die Abhängigkeit.“ Den hier formulierten Gedanken ist ein aufrichtiges und intensives Bemühen um die Nähe zu dem Wahren und Heiligen zu entnehmen.

Vergegenwärtigt man sich die Situation, in der sich der 35-jährige Schelling zum damaligen Zeitpunkt befand, ist das kaum verwunderlich. Der Verlust von Caroline hatte ihn schwer getroffen und neben anderen Motiven dazu beigetragen, dass er literarisch verstummte. Nach 1809 veröffentlichte Schelling nur noch kleinere Schriften, er kündigte manches an, gab einen Teil in den Druck und zog ihn dann doch wieder zurück. Dabei dachte, arbeitete und produzierte er allerdings weiter. Seine Gedanken wendeten sich zunehmend religiösen Inhalten zu. Er hielt Vorlesungen über *Philosophie der Mythologie* und *Philosophie der Offenbarung*. Als er 1820 einen Ruf nach Erlangen bekam, war der Hörsaal überfüllt, die Studenten schrieben eifrig mit, es entstanden sog. Nachschriften. Dem größeren Publikum blieb sein Denken jedoch unbekannt. Nicht anders verhielt es sich in München, wo Schelling in den 1830er Jahren las, und schließlich in Berlin, wohin er 1841 den letzten Ruf erhielt.

Der württembergische Oberjustizrat Eberhard Friedrich von Georgii (1757–1830).



tigen, die für Schelling allen Dingen zu Grunde liegt, und damit an der Basis eines Welt-Systems stehen muss, ist nichts Anderes als das absolute Wesen selber, d. h. Gott.

Die wesentlichen Elemente aber, die das System aufzeigen soll, nennt Schelling „Potenzen“. Denn sie stellen nichts anderes dar als die unterschiedlichen Stufen der göttlichen Offenbarung. Diese beginnen in der Natur bei den einfachen Qualitäten bzw. Elementen und entwickeln sich schrittweise fort über Pflanze und Tier bis zum Menschen, mit dem die Welt des Geistes anhebt. Dabei ist es das Absolute selbst, das sich in der Welt gleichsam wie in einem Spiegel abbildet und beschaut. Schelling spricht daher auch von der Selbstreflexion Gottes, die einem zunehmenden Bewusstseinsakt gleicht. Das Neue der Schellingschen Philosophie, das sich seit den *Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit* (1809) durchzusetzen beginnt, ist hierbei der Gedanke von der „Persönlichkeit“ Gottes. „Verlangen wir einen Gott, den wir als ein ganz lebendiges, persönliches Wesen ansehen

Gottes Wesen: Einheit – Gottes Leben: Zweiheit

Das Schellingsche System gliedert sich in drei Teile, von denen der erste den Begriff des Absoluten vorlegt. Das Besondere der *Stuttgarter Privatvorlesungen* besteht darin, dass Schelling hier den gleichen Gedanken zweimal vorträgt, und zwar zunächst auf ganz abstrakte Weise, mit Hilfe von mathematischen Formeln, und schließlich auf „allgemein menschliche Art“, mit Begriffen, wie sie eine Erzählung gestalten können. Genau das ist es aber, was Schelling vor Augen schwebt: eine geschichtliche Darstellung des Absoluten, das sich *in* der Welt und *als* diese Welt entfaltet bzw. offenbart. Dieser für die damalige Theologie revolutionäre, um nicht zu sagen häretische Gedanke, der einen Gott annimmt, der sich im „Werden“ befindet, stellte auch Schelling vor große Schwierigkeiten.

Um nicht nur den „Begriff“ von Gott zu haben, sondern auch sein „Leben“ darstellen zu können, muss die „absolute Identität“ des Natürlichen und Geistigen, des Realen und Idealen, neu gedacht werden, und zwar als „Differenz“. Mit Hilfe von Formeln versucht Schelling in den ersten beiden Vorlesungen, seinen Hörern einen logischen Weg aufzuzeigen, wie Identität und Differenz, oder aber Einheit und Zweiheit, zusammengedacht werden können. Während die „Identität“ für das einheitliche Wesen Gottes stehen soll, bedeutet die „Zweiheit“ einen Gegensatz in Gott, welcher für Antagonismus, Streit, Kampf steht und damit letztlich für Leben, Entwicklung, Fortschritt oder aber *Geschichte*.

Diese Umformulierung des Identitäts-Begriffs, der sich zur Differenz erweitert, betrachtet die Forschung als wesentlichen Einschnitt in Schellings Denken. Er bildet die Voraussetzung für eine geschichtliche Darstellung, welche die Schellingsche Spätphilosophie maßgeblich geprägt hat. Die beiden Prinzipien (Natur und Geist), die sich in der Identität des Absoluten als Gegensatz gegenüber treten, werden von Schelling jetzt als „Kräfte“ gefasst. Er spricht von „Kontraktion“ und „Expansion“, von Zusammenziehung und Ausdehnung, welche die zwei wesentlichen Bewegungen ausmachen, die allem Lebendigen zu Grunde liegen und seine Entwicklung anfachen. Um den beiden Kräften die gesuchte „menschliche“ Bezeichnung zu geben, fasst er die sich zusammenziehende Kraft als „Zorn“ und die sich ausbreitende, mitteilende als „Liebe“. Dieses Wechselspiel der Kräfte bestimmt das Leben aller Wesen, das des Menschen genauso wie das des Schellingschen Gottes. Da dieser Gott auch ein zeugender Gott ist, besteht der nächste Schritt des philosophischen Systems darin, die wesentlichen Produkte der Schöpfung aufzuzeigen und in einer systematischen Ordnung darzustellen.

Im Menschen hat die Natur ihr Ziel erreicht

Der zweite Teil des Schellingschen Systems ist der Naturphilosophie gewidmet, welche die Erscheinungen der Natur schrittweise aus der „absoluten Identität“ Gottes konstruiert. Denn diese entfaltet sich mit dem Ziel, in der Natur den Geist zu erwecken. Schelling fasst sich hier sehr kurz, was wohl daran liegt, dass sein Interesse für solche Fragen, die sich unmittelbar mit dem Menschen beschäftigen, zu jenem Zeitpunkt größer war. Bei der Darstellung der natürlichen Phänomene greift er daher vor allem auf bereits Vorhandenes zurück. Er unterscheidet drei Stufen bzw. „Potenzen“ der Natur, die sich graduell voneinander abheben. Die unterste bildet das

Reich des Materiellen, in dem die Lehre von den Elementen angesiedelt wird. Mit der zweiten Potenz beginnt hingegen das dynamische Leben, das sich in Magnetismus, Elektrizität, Chemismus sowie Klang, Licht- und Wärmeprozessen ausdrückt. Auf der höchsten Stufe erscheint schließlich der Organismus, den er nach Pflanze, Tier und Mensch unterscheidet, welchen die Fähigkeit von Wachstum, Irritabilität und Sensibilität zueigen ist. Erst im Menschen hat die Natur also ihr Ziel erreicht, denn hier geht mitten in der Natur der Geist auf und mit ihm die Voraussetzung für Wissen, Handeln und Kunst.

Der dritte Teil des Schellingschen Systems behandelt die Philosophie des Geistes, in deren Mittelpunkt der Mensch steht. Die große Themenvielfalt gliedert sich wieder in drei Momente und fragt nach den Anfängen, der Gegenwart und der Zukunft der Menschheit. Ausgehend von den philosophischen Rekonstruktionen des Mythos vom „Sündenfall“, wie sie die Aufklärung und vor allem Kant hervorgebracht hatten, setzt auch Schelling der irdischen Welt ein goldenes Zeitalter voraus, das durch die Schuld des Menschen verloren ging. Um die Voraussetzungen für jene menschliche Tat einsichtig zu machen, erläutert Schelling die Begriffe der Freiheit und des Bösen, die er bereits in der *Freiheitsschrift* (1809) behandelt hatte. Die Ur-Tat selbst interpretiert er als Entscheidung des Menschen für das natürliche, reale Prinzip. Das Resultat ist eine Welt, in der Natur und Geist nicht mehr in Harmonie, sondern im Gegensatz zueinander stehen. Das zeigt sich nicht nur in Naturkatastrophen, sondern vor allem in der Gegenwart des Bösen, das mit dem Menschen in die Welt getreten ist. Die Wiederherstellung der verlorengegangenen ursprünglichen Einheit von Natur- und Geisterwelt wird damit zum Ziel der Menschheitsgeschichte. Das heißt, dass zunächst jeder Mensch noch einmal die Entwicklung von der Natur zum Geist, von dem verschlossenen bis zum entfalteten Bewusstsein durchlaufen muss, um sich selbst als geistiges Wesen zu „erobern“.

Unter dem Aspekt der Gegenwart führt Schelling schließlich ein umfangreiches System des menschlichen Geistes an. Dabei unterscheidet er Gemüt, Geist und Seele als die wesentlichen Potenzen. Die undurchsichtige Verschiedenheit von Geist und Seele hat Schelling dabei ganz poetisch zum Ausdruck gebracht: „Der Geist weiss: die Seele ist die Wissenschaft. Der Geist kann nur gut seyn, weil er zugleich auch des Bösen fähig ist, die Seele ist die Güte selbst. Der Geist ist schön: die Seele die Schönheit selbst.“

Die Privatvorlesungen gipfeln in einem Ausblick auf die zukünftige Welt, in welche die Wiederherstellung der Einheit von Natur und Geist projiziert wird. Hier findet dann auch die Schellingsche Lehre von der Unsterblichkeit des Menschen ihren Ort. Geht man, wie Schelling, davon aus, dass die geistige und die natürliche Welt nur unterschiedliche Seiten des einen Lebens ausmachen, dann ist auch der Tod nichts weiter als der Übergang von einem natürlichen zu einem geistigen Dasein. Was aber bleibt, und was vergeht? Oder mit Schellings Worten: „Was folgt aber nun dem Menschen in die Geisterwelt? Antwort: Alles, was auch hier schon *Er selber* war, und nur das bleibt zurück, was nicht *Er selber* war.“ Der „ganze Mensch“ bleibt damit erhalten, und zwar als ein geist-leibliches Wesen, mit dem Unterschied jedoch, dass er dort unter der Potenz des Geistigen, Idealen gesetzt ist, während er hier unter der Potenz des Natürlichen, Realen stand. Die höchste Aussicht liegt jedoch auch für den Menschen in einer dritten Potenz, wo sich Natur und Geist wieder im Gleichgewicht befinden – die Potenz des „eigentlich ewigen und absoluten Lebens“. Diese tritt dann ein, wenn die Menschheit ihr Ziel erreicht hat, wenn das Böse gänzlich vom Guten geschieden und ihm untergeordnet, vielleicht sogar ganz aufgehoben sein wird, womit die Welt-Geschichte zu ihrem Ende kommt und auch das Welt-System gefunden sein wird.

Erst 1860 veröffentlicht: die Stuttgarter Privatvorlesungen

Am 24. Juli fand das letzte der insgesamt acht Treffen im Hause Georgiis statt. Aus unbekanntem Gründen waren die Privatvorlesungen nach der zweiten Zusammenkunft unterbrochen und erst Mitte Juli wieder aufgenommen worden. Da Schellings Abreise heranrückte, mussten sie nun zügig zu Ende gebracht werden. Georgii schrieb alle Vorträge mit und überreichte dem Philosophen nach der jeweiligen Sitzung seine Aufzeichnungen zur Durchsicht und eventuellen Korrektur. Das Original verblieb am Ende im Besitz Schellings, der an eine umgehende Veröffentlichung dachte, Georgii hingegen ließ für sich eine Kopie anfertigen.

Bis zur Publikation der Vorlesungen sollte es jedoch noch ein halbes Jahrhundert dauern: Erst nach Schellings Ableben veröffentlichte Karl Friedrich August Schelling (1815–1863), mit der Gesamtausgabe der Werke seines Vaters betraut, auch den Systementwurf von 1810, und zwar unter dem Titel *Stuttgarter Privatvorlesungen*. Hierzu ergänzte er die Notizen seines Vaters anhand der Mitschrift von Georgii. Als der Münchner Schelling-Nachlass bei einem Bombenangriff im Jahr 1944 verbrannte, schien der Forschung ein unwiederbringlicher Verlust zu widerfahren. Wenige

Jahre später machte der Schellingforscher Horst Fuhrmans jedoch eine unvermutbare Entdeckung: Im Cotta-Archiv des Schiller-Nationalmuseums in Marbach befand sich die Kopie der ursprünglichen Mitschrift, welche im Besitz Georgiis verblieben war. Dieser Fund war deswegen von großer Bedeutung, da die Mitschrift bislang unveröffentlichte Zusätze enthielt und außerdem den Originalwortlaut der Schellingschen Vorträge wiedergab.

Wieder sollte es ein Vierteljahrhundert dauern, bis auch dieser Text veröffentlicht wurde. Eine Gegenüberstellung der Georgii-Mitschrift und des von Schellings Sohn herausgegebenen Textes, von Miklos Vetö unternommen, erschien 1973 in Italien. Es blieb jedoch weiter recht stumm um den gut 60 Seiten starken Systementwurf, der erst in den letzten Jahren mit dem neu erwachten Interesse an Schellings Religionsphilosophie, insbesondere an den Fragmenten *Die Weltalter* (1811–1815), die Aufmerksamkeit auf sich zog. Man möchte also annehmen, die eigentliche Zeit der *Stuttgarter Privatvorlesungen* sei erst jetzt, 200 Jahre nach ihrer Entstehung, gekommen. An Schellings Systementwurf erinnerten dieses Jahr die Jubiläums-Tagung der Schelling-Gesellschaft, veranstaltet von Lore Hühn in Freiburg, und das Kolloquium mit Miklos Vetö von Thomas Buchheim in München, die den Anstoß zu einer neuen Auseinandersetzung mit den *Stuttgarter Privatvorlesungen* gaben. ■

DIE AUTORIN

Dr. des. Vicki Müller-Lüneschloß wurde 2009 mit einer Dissertation zum Thema „F. W. J. Schelling: Stuttgarter Privatvorlesungen“ promoviert. Sie ist derzeit bei der Kommission zur Herausgabe der Schriften von Schelling beschäftigt und arbeitet ferner an einer Studienausgabe von Schellings „Stuttgarter Privatvorlesungen“, die im Felix Meiner Verlag erscheinen wird.

Literatur

Die Briefe und Werke Schellings wurden zitiert nach:

Aus Schellings Leben. In Briefen. Hrsg. v. G. L. Plitt. Bd. 2, Leipzig 1870.

Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Schelling-Nachlass.

F. W. J. Schelling. Stuttgarter Privatvorlesungen. Version inédite [= Georgii-Mitschrift], accompagnée du texte des Œuvres, publiée, préfacée et annotée par Miklos Vetö. Torino 1973.

F. W. J. Schelling. Ideen zu einer Philosophie der Natur (1797). In: Friedrich Wilhelm Joseph Schelling. Historisch-kritische Ausgabe. Im Auftrag der Schelling-Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Hrsg. v. H. M. Baumgartner et al. Bd. 1,5. Hrsg. v. M. Durner. Stuttgart 1994.

F. W. J. Schelling. Stuttgarter Privatvorlesungen. (Aus dem handschriftlichen Nachlaß.) 1810. In: Friedrich Wilhelm Joseph von Schellings sämtliche Werke. Hrsg. v. K. F. A. Schelling. I. Abt., Bd. 7. Stuttgart/Augsburg 1860, 417–484.

Nachwuchsförderung

Von aquatischen Systemen und italienischen Mystikerinnen

Im März 2010 eröffnete die Akademie ihr Förderkolleg für den wissenschaftlichen Nachwuchs in Bayern. „Akademie Aktuell“ stellt in dieser Ausgabe die letzten beiden der insgesamt sechs Mitglieder des ersten Kollegjahres 2010 vor.



PROF. DR. JÜRGEN GEIST (Jg. 1977) studierte Agrarbiologie an der TU München und wurde 2005 in Genetik/Ökologie promoviert. Er forschte im Rahmen eines Post-Doc-Stipendiums an der University of California und war seit 2008 als Juniorprofessor an der TU München tätig. Im Förderkolleg ist er mit dem Forschungsvorhaben „Molekulare Aquatische Ökologie“ vertreten. Am 16. August 2010 berief ihn die TU München auf den neu geschaffenen Lehrstuhl für Aquatische Systembiologie. Er gehört damit zu den jüngsten Ordinarien in Deutschland. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften gratuliert herzlich!

Worum geht es in Ihrem Forschungsvorhaben allgemein?

Allgemein ausgedrückt steht das Thema „Wasser“ im Fokus meiner Forschungsarbeit. Übergeordnetes Ziel ist das mechanistische Verständnis der Faktoren und Prozesse, die die zeitliche und räumliche Verteilung von Biodiversität, Produktivität und Qualität aquatischer Ökosysteme steuern. An diesem systembiologischen Ansatz reizt mich besonders die Kombination von molekularbiologischen und ökologischen Methoden am Beispiel von Fließgewässer-Ökosystemen, in denen derzeit ein überproportionaler Rückgang der Biodiversität stattfindet. Neben dem grundsätzlichen Verständnis aquatischer Systeme bilden Fragen zur Auswirkung anthropogener Störungen, z. B. im Zuge des Gewässerverbaus und des Klimawandels, konkreten Anwendungsbezug.

Woran arbeiten Sie aktuell?

Aktuell arbeiten wir in meiner Gruppe an vier Forschungsthemen: 1. Entwicklung von kausalen Modellen der aquatischen Habitatqualität – insbesondere zur Funktionalität von Fließgewässersubstraten, 2. Analyse genetischer und demografischer Populationsstrukturen bei aquatischen Arten im Kontext von Habitatqualität und „life history“ – z. B. genetische Interaktionen in Wirts-Parasiten-Systemen, 3. Analysen zur Funktionalität aquatischer Nahrungsnetze vor dem Hintergrund von Neozoen-Invasionsprozessen – z. B. Auswirkungen der Invasionen von Schwarzmeer-Grundeln auf die obere Donau, und 4. Entwicklung von Stress-Biomarkern in aquatischen Spezies. Neben der Forschung arbeite ich derzeit

mit Kollegen an einem Konzept zur Verbesserung der Doktorandenausbildung.

Was erwarten Sie von der Mitgliedschaft im Förderkolleg der Bayerischen Akademie der Wissenschaften?

Von der Mitgliedschaft im Förderkolleg der Bayerischen Akademie der Wissenschaften erhoffe ich mir vor allem einen intensiven transdisziplinären Austausch und eine kritische Reflexion der eigenen Arbeit. Der Blick über den eigenen Tellerrand und die Diskussion mit führenden Vertretern anderer Disziplinen, zu denen man im Forschungs- und Lehralltag an einer Universität nur selten Kontakt hat, sind für mich besonders fruchtbar. Ich denke dabei insbesondere auch an interessante Diskussionen mit Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftlern. Darüber hinaus erhoffe ich mir, die Bedeutung des Zukunftsthemas „Wasser“ in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hervorheben zu können.

Wie kamen Sie zu Ihrem Fachgebiet?

Mein Forschungsgebiet ist gleichzeitig meine Leidenschaft und ich habe gewissermaßen mein Hobby zum Beruf gemacht. Schon als kleiner Junge habe ich mich für Fische und Gewässer interessiert und bin mit zehn Jahren Mitglied des ortsansässigen Fischereivereins geworden. Während der Schulzeit war ich regelmäßig zu Gast im örtlichen Wasserwirtschaftsamt und habe dort auch ein Projekt bearbeiten dürfen, mit dem ich dann – eigentlich zufällig – am Wettbewerb „Jugend forscht“ teilnahm und dafür auch noch mehrere Auszeichnungen erhielt. Das motivierte mich natürlich, meinem damaligen Interessengebiet und heutigen Forschungs-

feld treu zu bleiben. Interessanterweise hat in meiner Familie außer mir niemand beruflich mit Biologie, Gewässern oder Fischen zu tun. Meine Eltern haben mit mir aber immer viel Zeit in der Natur verbracht und meine Interessen gefördert – vielleicht gab das den Ausschlag.

Welche Stationen Ihrer bisherigen wissenschaftlichen Laufbahn waren rückblickend besonders prägend?

Besonders prägend war für mich das Vertrauen, das mir und meinen Forschungsideen entgegengebracht wurde. Ob früher als Jugendleiter und -schatzmeister im Fischereiverein, während der Promotion und der Post-Doc-Phase oder heute als Leiter einer mehr als 20-köpfigen Gruppe an der TU München – ich hatte immer das Glück, dass mir vertraut wurde und ich immer selbst aktiv gestalten und Verantwortung übernehmen durfte. Prägend waren sicherlich auch meine Auslandsaufenthalte in den USA sowie im europäischen Ausland und der Blick über den Tellerrand, den ich u. a. durch die Förderung der Studienstiftung des deutschen Volkes, durch die jährlichen Perspektiv-Foren für ehemalige Bundessieger bei „Jugend forscht“ und durch meine Funktion im interdisziplinären „German-American Frontiers of Science“-Programm der Alexander-von-Humboldt-Stiftung und der National Academy of Sciences der USA erhielt.

Welches Berufsfeld hätte Sie – außer der Wissenschaft – gereizt?

Wenn ich mich gegen ein Studium entschieden hätte, dann wäre ich wahrscheinlich Koch oder Konditor geworden. Wissenschaftler an einer Universität zu sein, ist für mich aber der Traum Beruf, denn die Kombination aus Forschung und Lehre und die weit reichenden Möglichkeiten, seinen Ideen auf den Grund zu gehen und dabei aktiv sein eigenes Themengebiet zu gestalten und weiterzuentwickeln, sind meines Erachtens in keinem anderen Beruf nur annähernd ähnlich reizvoll.

Haben Sie ein wissenschaftliches Vorbild?

Ich habe keine(n) einzelne(n) Wissenschaftler(in), die/der mir explizit als Vorbild dienen würde, aber ich bewundere Wissenschaftler wie Alexander von Humboldt, die unter größtem persönlichen Einsatz und mit einer heute oft nicht mehr realisierbaren Forschungsbreite mutig Neuland betreten haben und zur Befriedigung ihrer

wissenschaftlichen Neugier selbst ihre eigenen Finanzmittel für Forschungsprojekte und -expeditionen verwendet haben. Generell bewundere ich gutmütige Menschen mit klaren Zielen, die ihre Visionen mutig umsetzen und offen zu Fehlern stehen können.

Welche persönlichen Eigenschaften sind bei Ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit besonders wichtig? Was schätzen Sie an Ihrer Tätigkeit?

Für erfolgreiche Wissenschaft sind neben fachlicher Exzellenz auch persönliche Eigenschaften gefragt. Gerade bei der Leitung einer größeren Gruppe sowie bei der Drittmittelwerbung und der kritischen Begleitung von Projekten sind Zielstrebigkeit, Management-Qualitäten als Koordinator und Kreativität als Ideen- und Impulsgeber vorrangig. Auch Kommunikations- und Organisationsqualitäten sind in Forschung und Lehre besonders wichtig. Persönlich messe ich Erfolg nicht nur an wissenschaftlichen Publikationen, sondern vor allem daran, wie gerne meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zur Arbeit kommen, welchen Fortschritt wir im Team erzielen und wie ich in der Lehre für mein Fachgebiet begeistern kann. An meiner Tätigkeit schätze ich besonders die Freiheit zur Umsetzung eigener Ideen und die Spannung beim Betreten von wissenschaftlichem Neuland. Auch der tägliche Umgang mit interessierten Menschen und die Vielfältigkeit der Aufgaben, die meine Tätigkeit nie langweilig werden lassen, gehören dazu.

Was wünschen Sie sich für Ihre berufliche Zukunft?

Für die berufliche Zukunft wünsche ich mir vor allem, dass ich auch weiterhin gesund bleibe, mit Freude und Leidenschaft meiner Forschung nachgehen kann und dafür auch die entsprechende Unterstützung von universitärer Seite bekomme. Darüber hinaus möchte ich immer auch ein guter Lehrer und Ratgeber für meine Doktorandinnen und Doktoranden sowie die Studierenden sein und bei allen Karriereoptionen niemals die Bodenhaftung verlieren. Darüber, dass mir eines Tages die Ideen ausgehen könnten, mache ich mir zum Glück keinerlei Sorgen.

Wie beurteilen Sie die aktuellen Veränderungen in der deutschen Wissenschaftslandschaft?

Als positiv beurteile ich den größer gewordenen Gestaltungsspielraum an den einzelnen Universitäten und den gestiegenen Wettbewerb zwischen Wissenschaftsstandorten, der z. B. durch die Exzellenzinitiative in Gang gekommen ist. Auch die Möglichkeiten der Universitäten, sich ihre Studierenden selbst auszuwählen und ein gezieltes „Headhunting“ um die besten Köpfe betreiben

zu können, halte ich für sehr positiv. Nachbesserungsbedarf gibt es aus meiner Sicht ganz klar bei der Bereitstellung von ganzheitlichen Perspektiven für Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler und in der Ausstattung der universitären Forschung im Vergleich zu anderen Wissenschaftseinrichtungen. Schon wegen des Bedarfs an exzellenter Lehre sollte an der gerätetechnischen und materiellen Ausstattung der Universitäten nicht gespart werden. Generell plädiere ich vor dem Hintergrund zunehmender Verwaltungsaufgaben für eine administrative Entschlackung und für eine stärkere Rückbesinnung auf die eigentlichen Kernaufgaben der Universitäten: Forschung und Lehre.

Was machen Sie gerne, wenn Sie nicht forschen?

Ich verbringe gerne Zeit in der Natur: beim Angeln oder beim Wandern; auch in meiner Freizeit bevorzuge ich die Nähe zu Gewässern. ■



DR. CORNELIA WILD (Jg. 1973) studierte Romanistik und Germanistik in Konstanz, Lyon und Berlin und wurde 2006 promoviert. Sie ist Wissenschaftliche Assistentin am Institut für Romanistik der LMU München. Ihr Forschungsvorhaben trägt den Titel „Die Grenzen der Profanierung. Ästhetik, Theologie und Subjekt im 13. und 14. Jahrhundert“.

Worum geht es in Ihrem Forschungsvorhaben allgemein?

Das Vorhaben ist an der Schnittstelle wissenschaftlicher Disziplinen und Diskurse angesiedelt, nämlich von Theologie, Literaturwissenschaft, Psychoanalyse und Philosophie. Mein Ziel ist es, die wechselseitigen Übertragungsverhältnisse und die Ökonomie von Profanem und Heiligem in Texten der großen italienischen Mystikerinnen und Heiligen des 13. und 14. Jahrhunderts, wie etwa in Angela da Folignos *Memoriale* oder im *Dialogo della divina provvidenza* der Caterina da Siena, zu erhellen. Das sind unter diesen Fragen noch nie betrachtete, aber sehr faszinierende Texte. Wichtig ist mir, das Projekt aus Fragen heraus zu entwickeln, die unsere Gegenwart betreffen, dann aber zurückzugehen auf die Bedingungen dieser Fragen. Mein Forschungsvorhaben positioniert sich innerhalb eines gerade zu beobachtenden „religious turn“, d. h. einem neuen Interesse am Christentum und vielleicht der Revision dessen, was Säkularisierung genannt wurde.

Woran arbeiten Sie aktuell?

Derzeit arbeite ich an der Frage, in welche Machtbeziehungen sich das religiöse Feld im späten 13. Jahrhundert aufteilt. Ich habe gerade in ver-

schiedenen Vorträgen zu Angela da Foligno versucht zu zeigen, wie sich innerhalb des Felds klerikaler Macht eine weibliche „conversio“ manifestieren kann. Da Angela da Foligno nicht selbst schreiben konnte, hat sie ihrem Beichtvater ihre Bekehrung diktiert. Der Text steht damit von Anfang an unter dem Vorbehalt eines fremden Blicks, den man bei der Lektüre ihres Bekenntnisses mitlesen muss. Die Bekehrung funktioniert also ganz anders als die von Augustinus, dessen *Confessiones* natürlich die große intertextuelle Folie darstellen, von der sich Angelas *Memoriale* abhebt. Für das Verständnis von Christentum und von Mystik finde ich gerade Michel de Certeaus *La fable mystique* sehr inspirierend. Das Buch ist dieses Jahr in der deutschen Übersetzung bei Suhrkamp erschienen.

Was erwarten Sie von der Mitgliedschaft im Förderkolleg der Bayerischen Akademie der Wissenschaften?

Wir haben ja mit der Arbeit im Förderkolleg schon angefangen. In zwei sehr intensiven Sitzungen haben wir unsere Projekte vorgestellt und diskutiert. Für die interdisziplinäre Arbeit ergeben sich natürlich neue Herausforderungen. Man muss sich überlegen, wie man sein Thema verständlich formuliert, ohne dabei bloß zu simplifizieren. Im Prinzip muss man seine eigene Disziplin neu überdenken. Das halte ich für eine gute Sache: Etwas, das man für selbstverständlich hält, zu hinterfragen. Eigentlich funktioniert so Wissenschaft. Unsere Diskussionen haben außerdem gezeigt, dass sich oft überraschende Berührungspunkte ergeben. So sind zum Beispiel Fragen der Immunsierung, die wir im Projekt von Diana Dudziak diskutiert haben, keine rein medizinische oder biologische Angelegenheit. Sie wurden in der Literatur schon von Rousseau verarbeitet. Ich hoffe, dass in Zukunft zu unseren Vorträgen noch mehr Akademiemitglieder kommen.

Wie kamen Sie zu Ihrem Forschungsfeld?

Das ist eine komplexe Frage. Es gibt natürlich objektive Gründe: Man muss Qualifikationsarbeiten schreiben und diese unterliegen innerhalb der Disziplinen bestimmten Kriterien, denen man sich unterwerfen muss. In meinem Fall bedeutet das, dass ich eine zweite romanische Sprache und eine neue Epoche erschließen muss. Damit ist die deutsche Romanistik ein Sonderfall, was ein Problem im internationalen Austausch darstellt, da man sich sonst überall, ob in Frankreich, Italien oder in den USA, in einer Epoche spezialisiert. Außerdem muss man sich innerhalb der

bereits erarbeiteten Themenfelder positionieren. Das ist nicht gerade leicht, es gibt ja stetig mehr Forschung, die man zur Kenntnis nehmen soll. Aber eigentlich entdecke ich gerade, dass es noch viele offene Fragen gibt, auch bei Texten, die schon oft bearbeitet wurden. Um aber wirklich gut zu sein, muss man vor allem seinen eigenen Fragen nachgehen. Nur so kommen originelle und neue Fragestellungen zu Stande.

Welche Stationen Ihrer bisherigen wissenschaftlichen Laufbahn waren Ihnen rückblickend besonders wichtig?

Die Einflüsse, die einen verändern, sind sehr komplex. Allem voran prägen einen die Texte, die man liest. Dadurch verändert sich der Blick auf die Dinge. Aber natürlich nützt das Lesen nichts, wenn man keine Förderung bekommt. Ich hatte einfach sehr viel Glück – mit sehr guten Stellen und Stipendien. So habe ich z. B. mit einem DFG-Stipendium im Graduiertenkolleg Rhetorik–Repräsentation–Wissen in Frankfurt an der Oder promoviert. Dort wurden wir von Anfang an mit unseren Projekten, die ja oft noch in den Anfängen steckten, ernst genommen und konnten uns dadurch schon frühzeitig professionalisieren. Außerdem habe ich dabei das interdisziplinäre Arbeiten gelernt, woran ich dann im Zentrum für Literatur- und Kulturwissenschaft in Berlin nach meiner Promotion anschließen konnte. Dort habe ich ein Projekt geleitet, bis dann das Angebot für die Stelle an der LMU kam.

Welches Berufsfeld hätte Sie – außer der Wissenschaft – gereizt?

Ich glaube keins. Aber das liegt daran, dass ich mich auch für die Wissenschaft nicht im Voraus entschieden habe. Mädchen werden nicht darin gefördert, Karrierepläne zu machen. Ich hatte nicht den Plan einer Unikarriere. Ich bin nur einfach von den Texten und Themen nicht mehr weggekommen. Die Wissenschaft ist zu dem geworden, was ich wirklich machen möchte.

Haben Sie ein wissenschaftliches Vorbild?

Ein großes Vorbild habe ich nicht. Aber es gibt viele einzelne Situationen, in denen für mich Vorbilder eine Rolle gespielt haben. Zum Beispiel wäre ich vielleicht ohne Vorbild für Kind und Karriere nicht das Wagnis eingegangen, in den Qualifizierungsphasen zwei Kinder zu bekommen.

Welche persönlichen Eigenschaften sind bei Ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit besonders wichtig? Was schätzen Sie an Ihrer Tätigkeit?

Das Besondere an der wissenschaftlichen Arbeit, zumindest in den Geisteswissenschaften, besteht darin, dass man über Jahre auf sich gestellt ist. Man bekommt wenig Anerkennung und setzt

alles mehr oder weniger auf eine Karte. Das ist in anderen Berufen ganz anders. Da ist der Alltag vielmehr durchsetzt mit kleinen Erfolgen. Deswegen ist die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses eine grundlegende Sache. Die Stärke eines Faches besteht in seinem Nachwuchs. Wenn man keine Chance hat, in einer einschlägigen Zeitschrift zu publizieren, nur weil man nicht aus dem richtigen Umfeld kommt, dann ist das selbstzerstörend für das eigene Fach. Was ich an meiner Tätigkeit schätze, ist ein Offenbleiben für neue Fragen, und die kommen vom Nachwuchs. Deshalb unterrichte ich inzwischen auch gerne. Die Fragen der Studierenden finde ich wichtig.

Was wünschen Sie sich für Ihre berufliche Zukunft?

Das ist ganz klar: Ich wünsche mir, dass ich nach der Habilitation möglichst bald eine Stelle bekomme anstatt Jahren der Ungewissheit und der Ortswechsel. Das ist mit einer Familie nur schwer zu vereinbaren. Man kann nicht ständig umziehen. Ich möchte weiterhin so gute Bedingungen haben, wie jetzt gerade – damit ich weiter forschen kann.

Wie beurteilen Sie die aktuellen Veränderungen in der deutschen Wissenschaftslandschaft?

Ich bin darüber etwas unglücklich, habe aber die starke Hoffnung, dass es besser wird. Zwei Dinge machen mir Sorgen: Zum einen der Verlust der Autonomie der Universität, der mit der ganzen „Verclustering“ schon angefangen hat. Meine Sorge besteht darin, dass wir in Zukunft von politischen Machtapparaten die Themen, die wir bearbeiten dürfen, vorgeschrieben bekommen. Oder dass unsere Tätigkeiten von Verwaltungsstrukturen zerstört werden – das zeichnet sich mit der Umstellung der Studiengänge bereits ab. Zum anderen Sorge ich mich ganz konkret um die Zukunft der Romanistik. Wir haben zum Beispiel in einer großen Romanistik wie der an der LMU nur noch sehr wenige Magisterstudenten, und die guten Masterstudenten verlieren wir ins Ausland. Die Romanistik war innerhalb der Literaturwissenschaften immer ein sehr wichtiges Fach. Ich hoffe, dass sie sich auf diesen Status besinnt. Nur so kann sie sich dagegen schützen, eines Tages aufgrund von ökonomischen Zwängen abgeschafft zu werden.

Was machen Sie gerne, wenn Sie nicht forschen?

Ich bin mit meiner Familie zusammen. ■

INTERVIEWS

Die Fragen stellte Dr. Ellen Latzin. Sie leitet die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Hinweis

Das Bewerbungsverfahren für das Kollegjahr 2011 endete am 15. Oktober 2010. „Akademie Aktuell“ wird auch 2011 die neuen Mitglieder des Förderkollegs vorstellen und über die nächste Ausschreibung informieren.

Biographisches Wissen auf einen Klick



Die „Deutsche Biographie“ führt das Angebot von Neuer Deutscher Biographie (NDB) und Allgemeiner Deutscher Biographie (ADB) im Internet zusammen und bietet vielfältige neue Recherchefunktionen.

VON MATTHIAS REINERT

Romy Schneider und Ernst

Marischka: Die „Deutsche Biographie“ macht die Suche nach historischen Personen einfach.

DIE DEUTSCHE BIOGRAPHIE präsentiert unter www.deutsche-biographie.de mehr als 47.000 historisch-biographische Artikel aus der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ und der „Neuen Deutschen Biographie“. Die von ausgewiesenen Fachleuten verfassten Beiträge porträtieren Persönlichkeiten aus allen Bereichen des öffentlichen Lebens und stehen nun als barrierefreie Volltexte im Sinne von „Open Access“ frei zugänglich und kostenfrei im Internet zur Verfügung. Zu insgesamt 93.000 biographischen Registereinträgen werden zusätzlich – über die Personennamendatei (PND), einen eingeführten Personenidentifikator – die bibliographischen Angebote der Deutschen Nationalbibliothek, der Bayerischen Staatsbibliothek und anderer führender Bibliotheken erschlossen. Das Angebot verfügt so über eine aktuelle und dynamische Bibliographie zu diesem großen Personenkreis.

Mit der Deutschen Biographie hat die NDB-Redaktion ein nach vielen Seiten ausbaufähiges historisch-biographisches Informationssystem für den deutschen Sprachraum entwickelt, das als interdisziplinäres Forschungsinstrument von Wissenschaftlern genutzt wird, aber auch eine breite Öffentlichkeit anspricht.

Der offizielle Startschuss für die Deutsche Biographie fiel mit der Freischaltung im Rahmen der internationalen Fachtagung „Vom Nachschlagewerk zum Informationssystem – Wissenschaftliche

Qualitätssicherung und Funktionalitätserweiterung historisch-biographischer Lexika in elektronischen Medien“ Ende Februar 2010 in München. Der neue Auftritt ist das Resultat einer von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Kooperation der NDB-Redaktion mit dem Münchner Digitalisierungszentrum der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB) in den vergangenen zwei Jahren. Alle Bände der ADB und die Bände 1 bis 22 (A–Schinkel) der NDB wurden dazu im Volltext erfasst und aufbereitet. Das digitale Register zu ADB und NDB, das seit 2001 als Datenbank im Internet zur Verfügung stand, wurde in den Auftritt integriert. Mittlerweile hat die NDB-Redaktion dieses Angebot auch um die Artikel aus Band 23 der NDB (Schinzel bis Schwarz) ergänzt. Für Ende 2012 ist die Integration des gerade erschienenen Bandes (NDB 24: Schwarz bis Stader) vorgesehen; dessen Registerdaten sind bereits jetzt enthalten.

Digitalisierung der NDB-Hauptkartei

Die „Hauptkartei“ der NDB bildet die zentrale Arbeitsgrundlage der Redaktion. Sie enthält auf rund 150.000 Karteikarten eine einzigartige, seit den 1940er Jahren angelegte Datensammlung zu Persönlichkeiten des deutschen Sprachraums. Aus dieser Sammlung wählt die Redaktion jene Personen aus, die mit einem biographischen Artikel in der NDB porträtiert werden.

Ziel ist es nun, diese Datengrundlage noch intensiver zu nutzen. Dazu werden seit Februar 2010, wieder auf der Grundlage einer DFG-Förderung, die Karteikarten der „Hauptkartei“ von der

NDB-Redaktion und der BSB digitalisiert und die „Kerndaten“ der auf ihnen verzeichneten Persönlichkeiten – also Name, Beruf, Lebensdaten – als Datensätze erfasst. Nach Abschluss der Arbeiten Mitte 2011 werden damit zusätzlich zu den 93.000 Personen, die das Register der Deutschen Biographie aktuell verzeichnet, weitere 60.000 Personen und Familien recherchierbar sein. Da eine große Zahl auch der neu hinzukommenden Datensätze mit der PND verknüpft wird, wird eine Verlinkung auf weiterführende Schriftenverzeichnisse möglich. Außerdem bildet die Erweiterung des Registers der Deutschen Biographie von derzeit 93.000 auf künftig mehr als 150.000 Einträge eine notwendige Voraussetzung dafür, das Angebot digitaler biographischer Artikel der Deutschen Biographie auszubauen und qualitativ zu erweitern, wenn die Printversion mit Band 28 in wenigen Jahren abgeschlossen sein wird.

Komfortable Recherche

Das Angebot der Deutschen Biographie bietet vielfältige Recherchemöglichkeiten: Als Startseite und einfachster Einstieg dient die am Vorbild von Google orientierte „Schnellsuche“, die alle Texte und das gesamte Register nach einem frei gewählten Stichwort durchsucht. Benutzer, die einen gezielten namensorientierten Zugang bevorzugen, haben als Alternative zur „Schnellsuche“ die Möglichkeit, in einem alphabetischen Verzeichnis aller erfassten Personennamen zu „blättern“ und darüber gezielt einzelne Artikel anzusteuern.

Um die Recherche schwieriger oder dem Nutzer der Deutschen Biographie nicht mit letzter Gewissheit bekannter Namen zu erleichtern, ist bei der einfachen „Schnellsuche“ zum Beispiel die Verwendung von Platzhaltern (?) und Rechtsstrichungen (*) möglich. Auch verhält sich die „Schnellsuche“ bei Buchstabenvarianten mit Diakritika „tolerant“ und zeigt etwa auch alle Treffer zu „Koenig“ an, wenn „König“ eingegeben wurde. Gibt man mehrere Suchbegriffe ein, so werden diese in der Grundeinstellung mit „oder“ logisch verknüpft. Damit lassen sich alle Artikel und Registerinträge finden, die mindestens eines der Suchworte enthalten. In der Anzeige erscheinen jene Einträge zuerst, die alle oder mehrere der Suchworte enthalten.

Ein Beispiel: Wer nach Romy Schneider sucht, bekommt eine Trefferansicht, in der zunächst der Registereintrag und der Artikel über die Schau-

spielerin in der NDB aufgeführt werden. Außerdem wird der Nutzer auf einen NDB-Artikel über den Regisseur Ernst Marischka verwiesen, weil Romy Schneider auch darin erwähnt wird.

Die erweiterten Suchfunktionen in der Deutschen Biographie können eingeschränkt oder kombiniert werden. So müssen beispielsweise nicht die gesamten Texte der Artikel durchsucht werden, sondern die Recherche kann sich auf einzelne Bereiche der Artikel beschränken. Suchbegriffe können also nur im Register, in der Kopfzeile oder der Genealogie der Artikel, im Darstellungsteil oder in den Literaturangaben recherchiert werden. Kombinierbar sind Suchparameter wie Namensformen, Lebensdaten, Berufsklassifikation, Religion oder Autor. Kombiniert man verschiedene Suchparameter, so werden etwa alle 23 in der Deutschen Biographie verzeichneten Politiker angezeigt, die in München geboren sind, von Ludwig Graf von Arco-Zinneberg bis Fritz Schäffer.

Umfassende Vernetzung durch die Personennamendatei (PND)

Als wichtigstes Mittel für die Vernetzung von biographischen und bibliographischen Projekten dient heute die von der Deutschen Nationalbibliothek eingerichtete Personennamendatei (PND). Die PND ist in gewisser Hinsicht vergleichbar mit der vor einigen Jahren eingeführten lebenslangen Sozialversicherungsnummer und macht es möglich, bedeutende Persönlichkeiten dauerhaft eindeutig zu identifizieren. So erhielt zum Beispiel der SPD-Fraktionsvorsitzende im Deutschen Reichstag Hugo Haase (1863–1919) die PND-Nummer 11854411X. Alle Schriften von Haase oder über ihn werden in den Bibliotheken dieser Nummer zugeordnet. Da nun auch der NDB-Artikel über Haase sowie die Einträge zu seiner Person in den „Akten der Reichskanzlei. Weimarer Republik“ und in den „Verhandlungen des Deutschen Reichstags“ mit dieser Nummer ausgestattet sind, können Nutzer, egal ob sie über die Deutsche Biographie, den OPAC der BSB oder an anderer Stelle einsteigen, so alle digitalen Angebote nutzen, die über die PND miteinander verbunden sind. Diese Zusammenführung von Informationen, die auch zur Vernetzung der verschiedenen Projekte der Historischen Kommission dient, wird seit einiger Zeit zielstrebig von der NDB-Redaktion in Zusammenarbeit mit der BSB betrieben. Bei fortschreitender Identifizierung von Personen mittels PND in unterschiedlichen Projekten entsteht ein großes und dynamisch wachsendes Informationsangebot, in das künftig auch Bild- und Tondokumente sowie Nachlassbestände integriert werden können.

DER AUTOR

Matthias Reinert M. A. ist seit 2005 wissenschaftlicher Mitarbeiter der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Von 2005 bis 2007 hat er die Retrodigitalisierung der „Akten der Reichskanzlei. Weimarer Republik“ (23 Bände mit 17.000 Seiten) durchgeführt (vgl. „Akademie Aktuell“ 03/2007, S. 10–13). Derzeit leitet er für die Historische Kommission das von der DFG bewilligte Projekt zur Digitalisierung der NDB-Hauptkartei.

Bis heute wurden von der NDB-Redaktion und der BSB weit über 70.000 Namenseinträge mit einer PND-Nummer identifiziert. Wenn im Jahr 2011 die Datenbestände der digitalisierten „Hauptkartei“ in die Deutsche Biographie integriert werden, erhöht sich dieses Angebot auf über 120.000 Personen. Zu allen diesen Personen können bald nicht nur biographische Angaben, Artikel und Bibliographien über die Seiten der Deutschen Biographie auffindbar sein, sondern auch Porträts und Nachlässe, historisch-kritische Editionen und Bild-Ton-Dokumente. Die Deutsche Biographie ist der größte Anbieter wissenschaftlich zertifizierten biographischen Wissens im deutschsprachigen Internet.

Ausblick

Das digitale Angebot der Deutschen Biographie bietet gegenüber den gedruckten Registern von ADB und NDB deutlich vielfältigere Recherchemöglichkeiten. So kann beispielsweise nach bestimmten Schlagworten gesucht werden. Wer sich also etwa für „Schloss Neuschwanstein“ interessiert, wird auf 14 biographische Artikel der Deutschen Biographie verwiesen, in denen das Märchenschloss Ludwigs II. erwähnt wird. Auch an Aktualität ist die Deutsche Biographie den in ihr integrierten Druckwerken voraus: So werden etwa Korrekturen zur NDB, die lange Zeit über die einzelnen Bände verteilt angegeben und seit einigen Jahren gesammelt als „Corrigenda“ im Internet zu finden sind, nun direkt in die Texte der Deutschen Biographie eingearbeitet. Schließlich bietet die Deutsche Biographie die Texte der ADB jetzt auch in einem modernen Druckbild. Sie wirkt damit Lesehemmungen entgegen, die besonders jüngere Leser gegenüber der Frakturschrift empfinden. Damit verbunden ist ein irritierender Eindruck von „Aktualität“ dieser Texte, der jedoch zu neuen Fragen und erneuter Rezeption der historischen Artikel aus dem 19. Jahrhundert einlädt.

Die digitalisierten Texte liegen in der Deutschen Biographie in einem universellen Format (XML) vor. Der Vorteil dieses Formats ist seine Offenheit für weitere Kodierungen. So können künftig

weitere Informationen über Personen, Orte oder Sachbezüge in den Texten von der NDB-Redaktion elektronisch markiert werden, so dass sie vom Benutzer recherchiert werden können. Über automatische, teils computerlinguistische Verfahren können Zusammenhänge zwischen Artikeln hergestellt werden, so dass etwa die Verbindung der Familien „Schlegel“ und „Mendelssohn“, die über Dorothea von Schlegel, geb. Mendelssohn, existiert und die Treffer aus verschiedenen Bänden von ADB und NDB zusammenführt, auf einen Blick erkennbar wird.

Durch die weitere Arbeit an der Deutschen Biographie eröffnen sich völlig neue Perspektiven: Über die Markierung von Bezügen zwischen einzelnen Artikeln, die Nennung von Personennamen oder Sachbegriffen in deren Text (Co-occurrence) wird es unter anderem möglich sein, familiäre Verbindungen, Lehrer-Schüler-Beziehungen, gemeinsame Mitgliedschaften in Vereinen und Funktionen oder gemeinsam zitierte Literatur (Co-citation) zu erschließen und visuell zu präsentieren. So wird die Deutsche Biographie in absehbarer Zeit nicht nur dynamisch erzeugte Stammbäume zu familiären Verbänden, sondern auch Diagramme anbieten können, in denen akademische Genealogien, also Lehrer-Schüler-Beziehungen, als optisch ansprechende Graphiken bislang nur mühsam recherchierbare Zusammenhänge leicht benutzbar präsentieren. Ein solches Angebot im Internet existiert bislang nur in Ansätzen; es wird genealogische, sozial- und wissenschaftsgeschichtliche Forschungen wesentlich befördern oder neu anregen.

Die Deutsche Biographie ist ein wichtiger Schritt der Historischen Kommission auf dem Weg zu einem umfassenden digitalen Angebot. Im Rahmen der historisch-biographischen Forschung ist sie der Ausgangspunkt für die Vision eines nationalen deutschen Biographieportals, in dem die Angebote führender deutscher Wissenschaftseinrichtungen zusammengeführt werden. Diese Vision wird dann in der Realität eingelöst sein, wenn ein Nutzer künftig in der Deutschen Biographie eine Person seiner Wahl sucht und als Ergebnis nicht nur wissenschaftlich gesicherte biographische Informationen erhält, sondern auch auf bibliothekarisch erarbeitete Werk- und Literaturverzeichnisse bzw. die Werke selbst verwiesen wird, und wenn er kunsthistorisch zertifizierte Porträts dieser Personen ebenso erhält wie den direkten Zugang zu historisch-kritischen Werkeditionen oder Bild-Ton-Dokumenten sowie Aufzeichnungen, Tagebüchern oder Briefen, die in Nachlässen und Autographensammlungen liegen. ■

Link und Literatur

www.deutsche-biographie.de

Neue Deutsche Biographie. 24. Band: Eduard Schwarz – Maria Stader. Mit ADB & NDB-Gesamtregister auf CD-ROM, vierte Ausgabe. Hrsg. v. Hans Günter Hockerts, redigiert v. Bernhard Ebnet, Stefan Jordan, Claus Priesner, Maria Schimke und Regine Sonntag. Verlag Duncker & Humblot, Berlin 2010, 796 S., Lw., ISBN 978-3-428-11205-0, 138,00 Euro.

Akademie intern

Kurz notiert

Runde Geburtstage

90 Jahre

Prof. em. Dr. Dr. h. c. mult. Jean Leclant, Ägyptologie, am 8. August 2010.

85 Jahre

Prof. em. Dr. Otto-Erich Lund, Ophthalmologie, am 19. August 2010.

Prof. em. Dr. Bent Fuglede, Mathematik, am 8. Oktober 2010.

80 Jahre

Prof. em. Dr. Klaus Albert Strunk, Allgemeine und Indogermanische Sprachwissenschaft, am 22. August 2010.

Prof. em. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Böckenförde, Rechte, am 19. September 2010.

Prof. a. D. Dr. Johanna Narten, Indogermanistik und Indoiranistik, am 5. Oktober 2010.

75 Jahre

Prof. Martin Arthur Bennett, Anorganische und Metallorganische Chemie, am 11. August 2010.

Prof. a. D. Dr. Dr. h. c. Joachim Klein, Makromolekulare Chemie, am 20. August 2010.

70 Jahre

Prof. a. D. Dr. Dr. h. c. mult. Christoph Zenger, Informatik, am 10. August 2010.

Prof. em. Dr. Anne Lefebvre-Teillard, Rechtsgeschichte, am 4. September 2010.

Prof. em. Dr. Volker Bierbrauer, Vor- und Frühgeschichte, am 19. September 2010.

VON GISELA VON KLAUDY

Ausgeschiedene Mitarbeiter

Dr. Klaus Kruse, wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Kommission für die Herausgabe des Thesaurus linguae Latinae, am 30. September 2010.

Neue Mitarbeiter

Daniel Neumann, technischer Mitarbeiter am Leibniz-Rechenzentrum (LRZ), am 1. September 2010.

Namvar Jahanmehr, technischer Assistent am Walther-Meißner-Institut für Tieftemperaturforschung (WMI), am 1. Oktober 2010.

Dienstjubiläen

25-jähriges Dienstjubiläum

Dr. Cornelis van Leijenhorst, wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Kommission für die Herausgabe des Thesaurus linguae Latinae, am 1. Oktober 2010.

Mitgliedschaften

Prof. a. D. Dr. Henning Ottmann, Politische Theorie und Philosophie, Kroatische Akademie der Wissenschaften und Künste.

Ehrendoktorwürden

Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Graf, Systematische Theologie und Ethik, Ehrendoktorwürde der Universität Aarhus.

Orden, Preise und Ehrungen

Prof. Dr. Dr. h. c. Thomas Brandt, Neurologie, Bundesverdienstkreuz am Bande der Bundesrepublik Deutschland.

Dr. Sylvia Krauss, Archivdirektorin, Silberne Verdienstmedaille der BADW.

Prof. em. Dr. Willem Levelt, Experimentelle Psychologie und Psycholinguistik, Orden Pour le mérite.

Prof. Dr. Markus Schwoerer, Physik, Silberne Verdienstmedaille der BADW.

Prof. em. Dr. Eberhard Weis, Neuere Geschichte, Montgelas-Preis.

Zuwahlen in den Kommissionen

Prof. Dr. Stefan Ritter (München), Kommission für die Erforschung des antiken Städtewesens.

Prof. Dr. Claudia Zey und **Prof. Dr. Franz Fuchs** (beide Würzburg), Kommission für das Repertorium „Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters“.

DIE AUTORIN

Gisela von Klaudy ist Mitarbeiterin der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Der Betriebsausflug der Akademie, organisiert von der Kommission für Mundartforschung, führte am 15. September 2010 nach Regensburg. Verschiedene Führungen durch das UNESCO-Welterbe standen auf dem Programm. Ganz besondere Einblicke ermöglichten die Kolleginnen der Inschriften-Kommission der Akademie, die den Kontakt zur Regensburger Dombauhütte herstellten.



Seit vielen Jahren als
Wissenschaftsorganisator
auch für die Akademie tätig:
Klaus Albert Strunk.



Würdigung

Spracharchäologie und Struktur der Sprache

Einer der tiefsten Kenner der
Indogermanistik, Klaus Albert Strunk, feierte am
22. August 2010 seinen 80. Geburtstag.
Seit 1979 gehört er als ordentliches Mitglied
unserer Akademie an.

VON NORBERT OETTINGER

SINGENDE TIERARTEN gibt es viele, so dass der Mensch hierin nicht einzigartig ist. Was aber den Menschen eigentlich ausmacht, ist seine Sprachfähigkeit. Die Wechselbeziehung zwischen Sprechen und Denken ist so eng, dass Ersteres nicht isoliert von Letzterem betrachtet werden kann. Das Sprechen kommt auch nicht dann erst zum Zug, wenn der Gedanke bereits in einer festen grammatischen Struktur fixiert ist, wie die Generative Transformationsgrammatik ursprünglich annahm: Das Bedürfnis, eine bestimmte Mitteilung zu machen, und die im Hirn gespeicherten Sprachstrukturen gestalten vielmehr erst in reger Wechselbeziehung Inhalt und Form jeder menschlichen Äußerung.

Von Griechisch über Sanskrit bis Hethitisch und Tocharisch

Vielerlei Einblicke in den Zusammenhang von Sprache und Denken ergeben sich, wenn man Sprachen nicht nur synchron in ihrem Funktionieren betrachtet, sondern zugleich auch in ihrer historischen Entwicklung, also gewissermaßen mehrdimensional. In diesem Sinne galt das Interesse Klaus Strunks von Anfang an nicht nur der Synchronie, sondern auch der Sprachgeschichte und somit der Indogermanischen Vergleichenden Sprachwissenschaft, denn sie ist das Fach, das solche historisch-linguistischen Betrachtungen am

besten ermöglicht. In unserer Sprachfamilie sind ja wie durch ein Wunder weitaus mehr Sprachstadien aus alter Zeit schriftlich erhalten als in jeder anderen Sprachfamilie der Welt. Die Interessenschwerpunkte im Rahmen der Indogermanistik waren für Klaus Strunk zunächst Griechisch und Latein; schnell kamen Sanskrit, Iranisch, Baltisch und Slawisch sowie später Hethitisch, Tocharisch und weitere Sprachen hinzu, so dass er schließlich mit einem Œuvre von außerordentlicher Vielfalt und Spannweite zu einem der profundesten Kenner innerhalb der Indogermanistik als Ganze geworden ist. Und das gilt für alle Teile der Sprache, also Lautlehre, Morphologie, Wortbildung und Syntax. Auch aktuelle Bereiche in der neuesten Forschung wie die Pragmatik sind implizit bereits in seinem Œuvre erhalten.

Bei seinen Arbeiten erkannte er stets den *kairós*, den richtigen Zeitpunkt. So schrieb er seine Habilitationsschrift über „Nasalpräsentien und Aoriste“ gerade in den Jahren, als sich die Laryngaltheorie in der Indogermanistik weltweit durchsetzte. (Es handelt sich dabei um eine Theorie, die durch die Annahme von ursprünglichen konsonantischen Elementen, die später in fast allen indogermanischen Einzelsprachen geschwunden sind, die Erklärung der indogermanischen Phonologie und Morphologie sehr erleichtert.) Vorher, also ohne diese Theorie, hätte das Buch in dieser Form nicht geschrieben werden können.

Methodologischer Brückenschlag

Charakteristisch für Klaus Strunk ist auch sein starkes Engagement in methodologischen Fragen. Aus diesem Grund hat er sich von Anfang an auch in die Allgemeine Linguistik eingearbeitet, also diejenige Methode, die in den 1950er bis 1970er Jahren vom Taxonomischen Strukturalismus zur Generativen Transformationsgrammatik Noam Chomskys in ihren verschiedenen Ausprägungen geführt hat. Dabei ist ihm etwas Ungewöhnliches gelungen, nämlich der Brückenschlag zwischen beiden, also Generativer Grammatik und Indogermanistik. Er hat es verstanden, beide Richtungen füreinander nutzbar zu machen. Zu nennen sind hier vor allem seine beiden Schriften „Generative Versuche zu einigen Problemen der historischen Grammatik indogermanischer Sprachen“ und „Lachmanns Regel für das Lateinische“.

Offenheit für Neues

Diese besondere Aufgeschlossenheit gegenüber Neuem, die ihn aber nie dazu verleitete, die philologische Exaktheit hintanzustellen, bedingt naturgemäß auf der anderen Seite eine gesunde Skepsis gegenüber festen, geschlossenen Weltbildern in der Wissenschaft. Zu einer Zeit, als fast alle seine Kollegen das insbesondere vom Junggrammatiker Brugmann entworfene Bild von der indogermanischen Grundsprache für zutreffend hielten, gehörte Klaus Strunk zu den Wenigen, die erkannten, dass die erst nach Brugmanns Zeit durch Grabungen in der Türkei entdeckte Sprache Hethitisch ein anderes Bild ermöglicht. Vieles spricht nämlich dafür, dass das Hethitische den gemeinsamen indogermanischen Verband früher verlassen hat als alle übrigen indogermanischen Schwestersprachen. Es hat daher besonders archaische Züge bewahrt, die teilweise auch der damaligen indogermanischen Grundsprache zuzuschreiben sind. Dieser Sichtweise schloss Klaus Strunk sich bereits in den 1970er Jahren an und ergänzte sie durch eigene Beobachtungen.

Engagement als Wissenschaftsorganisator

Auch in der Wissenschaftsorganisation hat er sich stark engagiert. 1984 wurde er zum Vorsitzenden der Indogermanischen Gesellschaft gewählt und hatte das Amt zwei Wahlperioden lang inne. Dadurch oblag ihm auch die Aufgabe, das Fach durch die bewegten Jahre der Wiedervereinigung zu steuern. Sein diplomatisches Geschick trug wesentlich dazu bei, dass die Indogermanistik an mehreren Universitäten der neuen Bundesländer neu etabliert werden konnte.

Klaus Strunk promovierte 1957 in Köln, wo er sich 1965 auch habilitierte. Ab 1967 war er ordentlicher Professor für Vergleichende Indogermanische Sprachwissenschaft und Indo-iranistik an der Universität des Saarlandes und ab 1977 für Allgemeine und Indogermanische Sprachwissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Die Emeritierung erfolgte 1995.

Seit über drei Jahrzehnten ist Klaus Strunk nunmehr Mitglied unserer Akademie und hat sich dabei in vielfältiger Weise hervorgetan, unter anderem als langjähriger Klassensekretar und als Vorsitzender der Kommission für Keilschriftforschung und Vorderasiatische Archäologie sowie der Kommission für Mundartforschung. ■

DER AUTOR

Prof. Dr. Norbert Oettinger hat den Lehrstuhl für Vergleichende Indogermanische Sprachwissenschaft an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg inne. Er ist seit 2006 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften sowie Mitglied ihrer Kommission für Keilschriftforschung.

Würdigung

Verbindende Philologie

Dem Philologen Ernst Vogt zum 80. Geburtstag.

VON MARTIN HOSE

SEINE Forschungsinteressen waren von Beginn an außergewöhnlich: die Hymnen des spätantiken Platonikers Proklos, der Dialog mit dem Juden Tryphon des Justin, das Mose-Drama des Ezechiel. Ernst Vogt, der am 6. November 2010 seinen 80. Geburtstag feierte, hat sich in den Büchern, mit denen er die Klassische Philologie bereichert, mit Feldern befasst, die die Fachforschung lange vernachlässigte: die griechische Literatur der Kaiserzeit, die Christianisierung der literarischen Formen, die Verbindung von unterschiedlichen kulturellen Traditionen im Hellenismus.

Studium im Bonn der 1950er Jahre

Ernst Vogt in der Bibliothek des Thesaurus linguae Latinae, 2005.

In den frühen 1950er Jahren, als Vogt sein Studium in Bonn aufnahm, lagerten sich die Interessen der Gräzistik in Deutschland um die homerischen Epen, deren Einheit Schadewaldt oder Reinhardt neu erwiesen, um die Frage nach dem Anderssein des frühgriechischen Denkens, das B. Snell oder H. Fränkel analysierten, oder um das griechische Drama, das mit Untersuchungen zur inneren wie äußeren Form systematisch erforscht wurde. Vielleicht war es eine besondere Fügung, die Vogt nach dem in Duisburg abgelegten Abitur 1950 nach Bonn an einen Studienort geführt hatte, an dem mit dem Gräzisten Hans Herter ein eindrucksvoller Polyhistor lehrte. Herters imposante Gelehrsamkeit galt kulturhistorisch-literarischen Problemen sowie besonders dem Hellenismus und Kallimachos. Jahrzehntlang arbeitete er an einer Literaturgeschichte des Hellenismus, ohne sie jedoch zum Abschluss bringen zu können. Zudem gab er mit dem Rheinischen Museum für Philologie eine der ehrwürdigsten altertumswissenschaftlichen Zeitschriften heraus. Nach Bonn war auch der von den Nationalsozialisten ins türkische Exil vertriebene Walther Kranz gelangt, in dessen



Händen die von Hermann Diels übernommene Ausgabe der Vorsokratiker-Fragmente lag.

Diese beiden Gelehrten prägten Vogt (er würde beider „Kleine Schriften“ später herausgeben) und er gewann an ihnen ein Verständnis von Klassischer Philologie, dessen eine Achse eine Öffnung der Aufgaben des Fachs auf die Zuständigkeit für griechische (und lateinische) Texte schlechthin bedeutete. Es ist bezeichnend, dass Ernst Vogt neben den Hymnen des Proklos, die er als Dissertation in einer vielgerühmten Ausgabe behandelte, in Rezensionen und Aufsätzen in „Grenzgebiete“ gerade zur Patristik ausgriff – und damit mindestens implizit gegen die von der Klassischen Philologie seit F. A. Wolf gern gepflegte Attitude des „Christiana non leguntur“ opponierte. Zugleich wuchs ihm aus der Kenntnis der „späten“ griechischen Texte eine spezifische literarurhistorische Kompetenz zu. Denn für ihn brachen die Traditionslinien nicht einfach bei Aristoteles ab, sondern er wusste um ihre Fortsetzung, wie er bereits 1967 am Beispiel des „Akrostichons in der griechischen Literatur“ ertragreich demonstrierte.

Die zweite Achse der Philologie Vogts liegt in der Vertrautheit mit Traditionen und Personen des Fachs. Das Bonn der 1950er Jahre bot hier reiche Anregung, nicht nur über Personen wie Kranz, der gleichsam die „goldene“ Zeit des Fachs repräsentierte, sondern auch in Form des „Bonner Kreises“, dessen Gründervater 1854 kein Geringerer als Franz Bücheler gewesen war und zu dessen Neubegründern im Winter 1950/51 Vogt gehörte. Freilich hat für Vogt die Tradition der Philologie zugleich die Dimension einer *amicitia philologorum*, und mit seiner gewinnenden Persönlichkeit – man kann sie mit dem griechischen Begriff der „*Charis*“ fassen – gewann er zahllose Freundschaften, etwa zu C. O. Brink, M. Gigante oder H. Solin, und damit ein großes internationales Netzwerk, das er für seine wissenschaftlichen Vorhaben nutzte.

Nach der Habilitation in Bonn (1960) und einem Ordinariat an der Universität Mannheim (1967) wurde er 1975 an die LMU München berufen und 1977 in die Bayerische Akademie der Wissenschaften aufgenommen. In München brachte er zwei große Vorhaben zum Abschluss: eine Darstellung der griechischen Literatur im Rahmen des Neuen Handbuchs der Literaturwissenschaft (1981), für die er die renommiertesten Spezialisten (Olof Gigon, Arnaldo Momigliano, Albin Lesky u. a.) zur Mitarbeit gewonnen hatte, und – als Erbe seines Lehrers Herter – ein (mit understatement so genanntes) Kleines Lexikon des Hellenismus, das er gemeinsam mit dem Althistoriker Hanno H. Schmitt noch in Bonn konzipiert hatte. Den Wert dieses ungewöhnlichen Werks erhellt der Umstand, dass es auf Drängen des Verlages nach zwei Auflagen 2005 beachtlich erweitert als Lexikon des Hellenismus erschien.

Akademische Selbstverwaltung

Doch nicht nur die Publikationen zeigen die „verbindende“ Form der von Vogt verkörperten Wissenschaft. Gleichsam als Tribut an seine „*Charis*“ vermehrten sich die strukturellen Aufgaben und Verpflichtungen in der akademischen Selbstverwaltung beständig. Vogt steuerte drei Jahrzehnte als Hauptherausgeber die *Geschichte des „Gnomon“*, wobei ihm das Kunststück gelang, eine der wichtigsten und daher einflussreichsten altertumswissenschaftlichen Rezensionsschriften über einen solchen Zeitraum zu leiten, ohne selbst angefeindet zu werden. Die LMU benötigte seine Dienste in zahllosen Kommissionen und im seinerzeit noch mit tatsächlichen

Kompetenzen ausgestatteten Senat. Als nach 1989 an den Universitäten der neuen Bundesländer die Institute für Altertumswissenschaften gestärkt wurden, suchte man oft seinen Rat bei den Berufungen – ein Zeichen seines Ansehens.

Wirken in der Akademie

In der Bayerischen Akademie wurde er bereits 1978 Mitglied der Kommissionen für die Herausgabe des *Thesaurus linguae Latinae*, für das *Corpus Vasorum Antiquorum* und zur Erforschung des antiken Städtewesens (bis 1984 „Aegina-Kommission“), 1986 der Kommission für die Herausgabe einer 2. Serie der *Acta conciliorum oecumenicorum* und 1994 der Kommission für die Herausgabe der *Deutschen Inschriften des Mittelalters und der frühen Neuzeit*. Seit 1982 arbeitete er für die Bayerische Akademie als Sachwalter des Johannes-von-Damaskos-Projekts (erst 2006 wurde hier unter Vogts Vorsitz eine Kommission gebildet) in der Patristischen Kommission der Union der deutschen Akademien. Diese Union vertrat er von 1994 bis 2008 in der Union Académique Internationale.

Innerhalb dieses großen Aufgabengebiets nahm sich Vogt dreier Unternehmungen, für die er aufgrund seiner übergreifenden philologischen Kompetenzen prädestiniert war, mit besonderer Intensität und als Leiter an: Da ist zunächst die Edition der Schriften des Johannes von Damaskos zu nennen, ein Projekt, das einst von der byzantinischen Forschungsstelle des Klosters Scheyern begonnen worden war, jedoch seit längerer Zeit gemeinsam mit der Bayerischen Akademie durchgeführt wird. Vogt pflegt die Verbindung mit Scheyern, und das Projekt kann als jüngste Frucht auf die große Edition der (freilich nicht von Johannes stammenden) „*Legende von Barlaam und Ioasaph*“ durch R. Volk verweisen. Ferner ist durch E. Lamberz bei der Herausgabe der 2. Serie der Konzilsakten die monumentale Edition der Akten des 7. ökumenischen Konzils mit der Veröffentlichung des ersten Teilbandes (die des zweiten steht unmittelbar bevor) weit vorgebracht. Und da ist der *Thesaurus linguae Latinae*, ein veritables internationales geisteswissenschaftliches Großprojekt. Vogt war von 1988 bis 2002 Vizepräsident der dieses Unternehmen lenkenden „Internationalen Thesauruskommission“, seit 2002 ist er ihr Präsident. Im Sommer 2010 konnte die Arbeit am besonders schwierigen Buchstaben P abgeschlossen werden.

Der Erfolg der drei Projekte unter der Ägide von Ernst Vogt ist auch ein Erfolg seiner Personen und Fächer verbindenden Philologie. Möge ihm noch ein reiches Wirken beschieden sein. ■

DER AUTOR

Prof. Dr. Martin Hose hat den Lehrstuhl für Griechische Philologie an der LMU München inne und ist seit 2001 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Verabschiedung

Stabwechsel an der Verwaltungsspitze

In der Bayerischen Akademie der Wissenschaften stand zum 31. Oktober 2010 eine Veränderung an, die man sich lange Zeit nicht vorstellen mochte: Eva Regenscheidt-Spies schied nach genau neunjähriger Tätigkeit für die Akademie aus dem Amt der Generalsekretärin aus, um in den verdienten Ruhestand einzutreten.

VON DIETMAR WILLOWEIT

hängenden wissenschaftsorganisatorischen Maßnahmen, wie die Harmonisierung von Kapazitäten, Laufzeiten und wissenschaftlichen Zielen. Solche und ähnliche Fragen erfordern Sachkenntnis jenseits der üblichen Verwaltungsroutine. Bei der Novellierung der Satzung und bis in die jüngste Zeit hat sich Frau Regenscheidt-Spies intensiv für die Weiterentwicklung der organisatorischen Strukturen an der Akademie eingesetzt, z. B. beim geplanten Zentrum für Erdsystemforschung zur Erhaltung der naturwissenschaftlichen Forschungsprojekte.

Ein festlicher Abend in prächtigem Ambiente: Im Jubiläumsjahr 2009 organisierte Eva Regenscheidt-Spies, hier im Bild mit Herzog Franz von Bayern, im Münchner Cuvilliés-Theater die Uraufführung von „Musik und Szenen aus der Gründungsgeschichte der Akademie“.



EVA REGENSCHIEDT-SPIES hat seit ihrer zweiten juristischen Staatsprüfung 1973 ihre Arbeitskraft in die Wissenschaftsverwaltung eingebracht. Nach Tätigkeiten an den Lehrstühlen Alfred Hueck und Peter Lerche schon 1970/73 war sie zunächst als Dekanatsassistentin an der Juristischen Fakultät München beschäftigt, um dann 1980 in die Rechtsabteilung der Ludwig-Maximilians-Universität München zu wechseln. 1989 übernahm sie die Leitung der Rechtsabteilung, 1991 die der Hauptabteilung für Zentrale Angelegenheiten, Recht und EDV, 1994 schließlich die Leitung der Hauptabteilung Haushalt, EDV und Planung. Seit 1995 war sie auch als ständige Vertreterin des Kanzlers in die Verwaltungsspitze der Universität eingebunden.

Seit 2001 in der Akademie

Mit diesen reichen Erfahrungen ausgestattet, übernahm Eva Regenscheidt-Spies zum 1. November 2001 die Aufgaben einer Generalsekretärin an der Akademie, weil sie in der Welt der Wissenschaft noch etwas Neues beginnen wollte. Hier warteten nicht nur gewohnte Aufgaben auf sie, wie der Auf- und Ausbau der EDV und die Verantwortung für den komplizierten Haushalt. Das von Bund und Ländern gemeinsam getragene Akademienprogramm erzwingt eine sorgfältige Beobachtung und verständnisvolle Begleitung der damit zusammen-

Ein Organisationstalent, nicht nur im Jubiläumsjahr

Ihr überragendes organisatorisches Talent bewährte sich besonders im Jubiläumsjahr 2009. Es würde zu weit führen, hier alle ihre Ideen und Anregungen aufzuführen, die im vergangenen Jahr zur Bereicherung des Programms beigetragen haben. In dem dafür zusammenarbeitenden Team spielte sie eine zentrale Rolle. Nicht zuletzt hat Frau Regenscheidt-Spies die Hinwendung der Akademie zur Öffentlichkeit aktiv mitgestaltet – von den Akademiefahnen vor dem Portal bis zur Organisation des internationalen AlpenForums vor wenigen Wochen. Mit der Neugestaltung des Jahrbuchs der Akademie hinterlässt sie uns ein zukunftsweisendes Erbe.

Ihre Nachfolgerin zum 1. November 2010: Bianca Marzocca

Auch die nach einer offenen Ausschreibung gefundene Nachfolgerin, Bianca Marzocca, reizt der Gedanke, in der Mitte des Lebens nochmals eine neue Aufgabe in Angriff zu nehmen. Als Volljuristin hat sie erste Einblicke in die Wissenschaftsverwaltung zunächst an der Technischen Universität München gewonnen. Danach übernahm sie das Amt der Kanzlerin an der Akademie der Bildenden Künste in München, wo sie sich auf einem breitgefächerten Aufgabenfeld in 15 Jahren allseitige Anerkennung und großes Vertrauen im Kollegium erworben hat. Frau Marzocca hat bisher die Rahmenbedingungen an der Münchner Akademie der Bildenden Künste wesentlich mitgestaltet. Nach ihrem Engagement für diesen besonderen Typus einer akademischen Institution freut sie sich darauf, Leben und Arbeit an einer großen deutschen Wissenschaftsakademie kennen zu lernen und zu fördern.

DER AUTOR

Prof. Dr. Dietmar Willoweit ist Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Dezember 2010 bis März 2011

DEZEMBER 2010

Samstag, 4. Dezember 2010

Feierliche Jahressitzung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

*Herkulesaal der Münchner Residenz
10.00 Uhr*

Einladung erforderlich

JANUAR 2011

Montag, 17. Januar 2011

Carl Duisberg und München

Vortrag von Prof. Dr. Werner Plumpe, Stipendiat des Historischen Kollegs im Kollegjahr 2010/2011

*Plenarsaal
19.15 Uhr*

Dienstag, 18. Januar 2011

Moderne Ernährung und Zivilisationskrankheiten – isst sich die Menschheit krank?

Vortrag von Prof. Dr. Hans Hauner (TU München) in der Reihe „Zwischen Hunger und Völlerei. Ernährung in Geschichte und Gegenwart“

*Plenarsaal
18.00 Uhr*



FEBRUAR 2011

Dienstag, 1. Februar 2011

Von Festmählern und Kannibalismus. Essen im griechischen Drama

Vortrag von Prof. Dr. Martin Hose (LMU München) in der Reihe „Zwischen Hunger und Völlerei. Ernährung in Geschichte und Gegenwart“

*Plenarsaal
18.00 Uhr*

MÄRZ 2011

Mittwoch, 2. März 2011

Der Reichstag in der Frühen Neuzeit – Politik und Repräsentation

Vortrag von Prof. Dr. Maximilian Lanzinner (Bonn) aus Anlass der Jahresversammlungen von Historischer Kommission und Monumenta Germaniae Historica

*Plenarsaal
18.00 Uhr*

Ausblick Februar/März 2011

Grenzfragen – Natur- und Geisteswissenschaften im Gespräch

Im Fokus: Grenzen der Erkenntnis

1. Kosmologie
2. Quantenphysik
3. komplexe biologische Systeme

Gesprächsreihe in Kooperation mit der Bayerischen Staatsbibliothek

*Bayerische Staatsbibliothek
Fürstensaal, Ludwigstr. 16, 80539 München
18.00 Uhr*

Bitte beachten Sie unsere aktuellen Ankündigungen im Internet unter www.badw.de/aktuell/termine/. Dort finden Sie auch Informationen zu Tagungsprogrammen, Anmeldefristen u. a.

Changing Views – muslimische Kunst und Kultur

Noch bis Februar 2011 setzt sich das Programm „Changing Views“, organisiert vom Kulturreferat der Stadt München, mit der Kunst und Kultur aus muslimisch geprägten Ländern auseinander. Am **15. Dezember 2010**, 19 Uhr, spricht der Islamwissenschaftler Hartmut Bobzin, Akademiemitglied seit 2003, im Staatlichen Museum für Völkerkunde über „Die arabische Kalligraphie in europäischem Gewande“. Mit „Oya“ – feinsten Nadelspitze – befassen sich Kathrin Müller, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Akademiekommission für Semitische Philologie, und Gérard J. Maïzou in ihrem Vortrag „Oya – Von osmanischer Mode zu türkischer Volkskunst“ am **10. Februar 2011**, 19 Uhr, in der LMU München, Hauptgebäude, Hörsaal M 014.

Infos: www.changing-views.de



Auf einen Blick

... und außeruniversitäre Forschungseinrichtung

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften, gegründet 1759 von Kurfürst Max III. Joseph, ist eine der größten und ältesten Wissenschaftsakademien in Deutschland. Sie ist zugleich Gelehrten-gesellschaft und Forschungseinrichtung von internationalem Rang.

Die rund 330 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Akademie betreiben in mehr als 39 Kommissionen Grundlagenforschung in den Geistes- und Naturwissenschaften. Der Schwerpunkt liegt dabei auf langfristigen Vorhaben, die die Basis für weiterführende Forschungen

Der Akademiertakt vom Turm der Münchner Residenz aus. Im Hof ist mit roten Pflastersteinen der Umriss der mittelalterlichen Neuveste markiert, auf deren Fundamenten Leo von Klenze im 19. Jahrhundert seinen Festsaalbau errichtete (Aufnahme von 2010).



liefern und die kulturelle Überlieferung sichern, darunter kritische Editionen, wissenschaftliche Wörterbücher sowie exakt erhobene Messreihen. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften, die seit 1959 im Nordostflügel der Münchner Residenz beheimatet ist, ist ferner Trägerin des Leibniz-Rechenzentrums, eines der größten Supercomputing-Zentren Deutschlands, und des Walther-Meißner-Instituts für Tieftemperaturforschung. Beide Einrichtungen haben ihren Sitz in Garching bei München.

Gelehrte Gesellschaft ...

Die Mitglieder bilden die Gelehrte Gesellschaft der Akademie. Satzungsgemäß müssen sie durch ihre Forschungen zu „einer wesentlichen Erweiterung des Wissensbestandes“ ihres Faches beigetragen haben. Die Akademie besitzt das Selbstergänzungsrecht, d. h. Mitglied kann nur werden, wer auf Vorschlag von Akademiemitgliedern ohne äußeres Zutun ausschließlich nach seinem wissenschaftlichen Ansehen gewählt wird. Die ordentlichen Mitglieder haben ihren Wohnsitz oder Dienort in Bayern. Sie allein sind stimmberichtet und zur Teilnahme an den Sitzungen und Arbeiten der Akademie verpflichtet. Derzeit hat die Akademie 172 ordentliche und 156 korrespondierende Mitglieder sowie ein Ehrenmitglied.

Sie interessieren sich für die öffentlichen Veranstaltungen des Hauses oder die Zeitschrift „Akademie Aktuell“? Gerne nehmen wir Sie in unseren Verteiler auf.

KONTAKT

Dr. Ellen Latzin
Tel. 089-23031-1141
presse@badw.de

Von den Universitäten unterscheidet sich die Akademie grundlegend, weil sie nur der Forschung, nicht auch der Lehre dient. Allerdings sind zahlreiche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Akademie als Lehrbeauftragte an bayerischen Universitäten tätig. Umgekehrt erhalten Studierende Einblicke in die Grundlagenforschung an der Akademie und erste Berufspraxis.

Mit regelmäßigen Veranstaltungen – auch in Kooperation mit Universitäten und anderen Wissenschaftseinrichtungen – wendet sich die Akademie an das wissenschaftliche Fachpublikum, etwa bei Tagungen und Symposien, sowie an die interessierte Öffentlichkeit: Vortragsreihen, Podiumsdiskussionen oder Gesprächsabende informieren über aktuelle Entwicklungen und neue Erkenntnisse aus Wissenschaft und Forschung.

ABB. BADW

Impressum

HERAUSGEBER

Prof. Dr. jur. Dietmar Willoweit
Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (BADW)

KONZEPT UND CHEFREDAKTION

Dr. Ellen Latzin
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der BADW

ART DIRECTION

Tausendblauwerk,
Michael Berwanger
info@tausendblauwerk.de
www.tausendblauwerk.de

VERLAG UND ANSCHRIFT

Bayerische Akademie der Wissenschaften
Alfons-Goppel-Straße 11, 80539 München
Tel. 089-23031-0
info@badw.de

ISSN 1436-753X

ANZEIGEN

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der BADW

HERSTELLUNG

Landesamt für Vermessung und Geoinformation
Alexandrastraße 4, 80538 München

REDAKTIONSSCHLUSS DIESER AUSGABE

8. Oktober 2010

Erscheinungsweise: 4 Hefte pro Jahr. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag der Freunde der BADW enthalten. Die Texte dürfen nur mit Genehmigung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften reproduziert werden. Um ein Belegexemplar wird gebeten. Die Wiedergabe der Abbildungen ist mit den Inhabern der Bildrechte abzuklären. Sie finden das Magazin auch unter www.badw.de.